

50524

41.2

WIDENER



HN Y5BF J



50 524.41.2

**HARVARD COLLEGE  
LIBRARY**



FROM THE BEQUEST OF  
**HUGO REISINGER**  
OF NEW YORK

For the purchase of German books



# Frühjahrsblumen



Johannes Schlaf

---

# Novellen

III



Egon Fleischel & Co.  
Berlin  
1908

Johannes Schlaf

---

# Frühjahrsblumen

und Anderes



Egon Fleischel & Co.  
Berlin  
1903

50524.41.2



*Prinze fund*

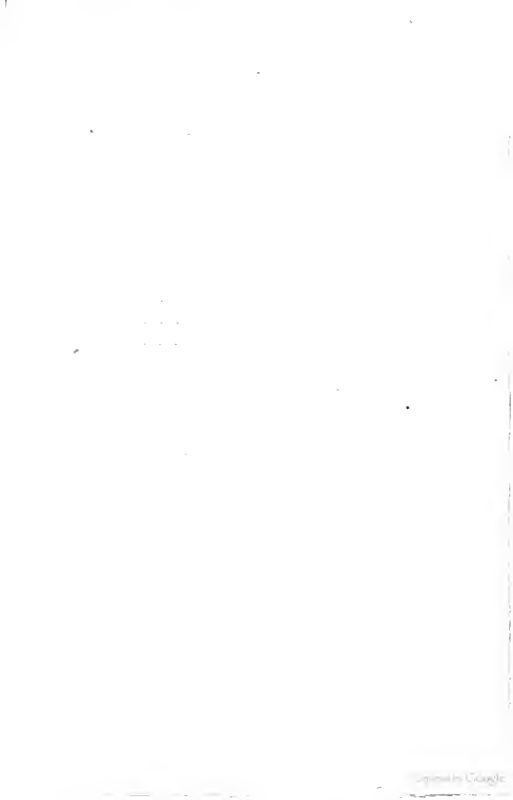
# Inhalt

---

	Seite
frühjahrsblumen . . . . .	1
Gerechtigkeit . . . . .	69
Abſinth . . . . .	99
Das Atom . . . . .	113

---





# Frühjahrsblumen

Johannes Schlaf, Novellen III.

1

## 1. Peau d'Espagne.

Die Lüfte werden lau; die Tage beginnen zuzunehmen, und der Schnee schmilzt.

Ich will fort aus der Stadt; irgend wohin, wo man die ersten Frühjahrsblumen betrachten kann! — Die Dame muß ich vergessen; die kleine, zierliche Dame mit dem schwarzen Haar und den dunklen Augen in dem italienischen Gesicht mit seinem so temperamentvollen Bronzeton; die königliche, kleine Dame in ihrem gelben Seidenkleid, mit den geringelten, schwarzen Schläfenlöckchen, die mich wirr machen; mit den feinen kleinen, so geistreich lebendigen Händchen, die ich zu viel geküßt habe. — Den Klang ihrer Stimme will ich aus dem Ohr bekommen, ihrer so beweglichen Stimme, die mich immer an den matten, vornehmen Glanz kostbarer Seidenstoffe erinnert. Diese vornehme Stimme, unter der ein so süßes, erfahrenes und ach! so kapriziöses Herz pulst, das ein so glänzender Verstand beherrscht! — Der Kampf dieses Herzens und dieses Geistes! Der unsagbare, ach!

so bestrickende und gefährliche Zauber dieses Zusammenspieles! — O, wie ich sie liebe! Die ich vergessen muß, vergessen — will! Deren reiche, zärtliche Seele sich mir nie ganz enthüllen, mich nie ganz beseligern darf!

Über ich ertrage es nicht mehr! Ich will es nicht mehr länger ertragen!

Alle die Causerieen dieser Winterstunden, ach! mit all ihren — Untergründen! — Immer entschuldigend, immer bis zu diesem Höhepunkte, bis zu dieser Grenze, die niemals, o niemals! überschritten werden darf! — Die Grenze, wo dieser Verkehr Hölle wird und frevelndes Spiel mit dem Heiligthum der Leidenschaft. —

Das berauschte kleine Zimmer will ich vergessen mit seinem zierlichen Kokoskamin aus bunter Fayence; ihr warmes, kleines Zimmer, dessen Luft ein feiner süßer Duft nach Peau d'Espagne würzt. Das köstliche Zimmerchen mit seinem reizenden Bric à Brac, mit seinen japanischen Aquarellbildern nach Utamaro, Hokusai und Hiroshige; mit der schlanken, gelben Lilie neben dem Kokotrumeau, mit seinen Orchideen und Chrysanthenen.

Die Pracht dieser Chrysanthenen, die ihre Lieblingsblumen sind!

Die weißen, zart wie frischgefallener Schneeflaum und leuchtend wie durchsichtiges Milchglas, mit einem

lichten Grün nach der Mitte zu; die lichtgrünen, die chamoisgelben, von innen nach außen in eine unsagbare Nuance verhauchend; und die rötlichen, mattvioletten und lilafarbenen! Alle die feinen, vornehmen Blumen, die sie da um sich herum hatte!

Mir ist so schwül und weh von alledem; und in meiner tiefsten Seele ist so ein unmutiges Grollen. — Ich will alle diese Eindrücke loswerden und den unsäglichen Druck dieser Spannung, die sich doch nie erlösen darf, die mich weinen macht wie ein unmündiges Kind.

Heute Nacht sah ich in den brausenden Weststurm hinaus, hinauf in die Mondhöhen mit ihrem weißen, jagenden Gewölk, dessen Eilen wie ein Jauchzen war. Und zum ersten Mal hab' ich aufgeatmet! — Mit ihnen will ich südwärts gehen . . .

---

## 2. Die Schneeglöckchen.

Auf dem Lande wohne ich, in einem kleinen Schloß, das seine Besitzer um diese Jahreszeit unbewohnt lassen. Niemand haust darin, als ein Gärtner mit seiner Familie, der in der Lage war,

mir ein Erkerzimmerchen zu vermieten, das nach einem prächtigen alten Park hinausliegt.

Es ist ein zweistöckiges, gelbgetünchtes Haus aus dem achtzehnten Jahrhundert, mit einem hohen, braunen Ziegeldach; massiv und vornehm, obgleich es keinen anderen Schmuck aufweist als den natürlichen des dunklen Epheus, der an seiner façade in die Höhe wuchert, und ein Portal mit zwei Säulen.

Mein Aus- und Eingang ist durch eine kleine Thür, die auf einen freundlichen alten Hof hinausführt. Ein übermooster Brunnen ragt in seiner Mitte mit einer altfränkischen Sandsteinfigur, und zwischen dem vorintflutlichen Pflaster grünt Moos und Gras. Niemand lebt auf ihm als die Spatzen und Tauben und des Gärtners Hühnervolk.

Zwei breite, steinerne Wendeltreppen steig ich hinauf, um durch ein paar breite und sehr lichte Korridore in mein Erkerstübchen zu gelangen, in dem mir mein Wirt ein Bett, einen Tisch, ein paar Stühle und eine Waschgelegenheit aufgestellt hat, und vor dessen Fenster mir seine Frau eine Halbgardine angebracht.

Den ganzen Tag lauf ich umher; denn wir haben außer einem Park und einem schönen Garten eine herrliche Umgebung.

Indessen bin ich, was auch wirklich sehr gut ist, nicht ohne Gesellschaft.

Und zwar ist es eine Begleiterin. Es ist Frieda, des Gärtners Tochter, ein fünfzehnjähriges Mädel. Eine so prächtige Jungfer, wild und braun wie ein Junge, zäh und kräftig, und durch Dick und Dünn immer mit von der Partie.

Gleich wie ich sie sah, auf den ersten Blick, war ich mit allen Launen und Kaprizen des weiblichen Geschlechtes ausgesöhnt. Wie soll ich sagen? Sie wirkte wie ein frischer Heuduft. Ich wüßte nicht, was gegen *Peau d'Espagne* gesunder sein könnte . . .

Ein Mädel, ein richtiges Mädel. Eine Jungfer. Das soll alles sagen. —

Ein hageres, aber kräftiges Mädel, von einem Wuchs über ihre Jahre und von einer Haltung, in der die köstlichste Würde der Gesundheit ist. Ein rundes, wetterbraunes Gesicht mit glattgeschaitelten flachsblonden Haaren, die in einer dicken flechte um das allerliebste Haselnußrund des Kopfes herumgelegt sind; und in dieser braunen Wetterfarbe zwei eulrunde Augen, tiefblau und mit einem festen, klugen und ernstern Blick; der Blick mit seiner ernstern Kraft und Stetigkeit, den alle gesunden Menschen haben, und Menschen, die den Tag über in der freien Natur leben. Ein schlanker und aufrechter Hals, auf den sich kleine, weißblonde Lockenringel herniederkräuseln. Allerliebste und rührend aber sind diese beiden winzigen Brüste, die sich bereits auf dem prächtigen, hohen

Brustkasten durch die prallstehende, gefüpfelte Kattuntaille zeichnen, deren enge Ärmel den kräftigen Armen mit ihren mädchenhaft eckigen Ellbogen zu kurz sind, daß die runden Handgelenke lang hervorgucken.

Sie ist immer im bloßen Kopf, hat ein schwarzes Schürzchen vorgebunden, und unter dem kurzen Kleidsaum kommen lang ihre hageren Beine hervor, die in derben Rindslederschuhcn stecken. Sie spricht wenig; meist nur mit ihren ruhigen, aber sehr gescheiten Augen, in denen Neugier, Ehrfurcht und Zutrauen ist, denn wir sind gleich gut Freund geworden; mit den Augen und mit ihren gehalten-gelassenen Bewegungen.

Einen Gang hat sie, so unbewußt ruhig, fest und gelassen, und doch auch wieder so mädchenhaft drollig.

Und dies alles ist so ein prächtig frisches Ineinander von Possierlichkeit, Würde und Altberdigkeit, wie man bei uns zu Hause sagt, daß meine Stimmung nicht besser sein kann. Ich preise mich denn auch wirklich für diesen guten Anfang glücklich . . .

Ich sitze in meines Wirtes Wohnstube und verzehre mein Frühstück, das auf einer weißgedeckten Tischecke vor mir steht. Auf einem altväterlichen Präsentierteller, schwarzlackiert mit winzigen roten und weißen Nelken drauf, steht eine große, weiße Kaffeekanne, ein Stück gelber Landbutter, die Honigkrufe, und duften die frischen, knusprigen Semmeln.



Der Meister ist draußen in seinen Gewächshäusern beschäftigt, die Meisterin hat in der Küche zu thun. Man hört in dem stillen Zimmer nur das Ticken der Uhr und von draußen herein das leise Gackern eines Huhnes.

Auf der braunen Klappbank unter den beiden Fenstern hockt Frieda, mäuschenstill, und sieht mir sehr ernsthaft und andächtig zu, wie ich frühstücke. Sie sitzt lässig, mit rund gebogenem Rücken, die eine Hand auf der gelben Katze, die sich auf ihrem Schoße zusammengekringelt hat, die andere hat sie um die Bankkante gelegt und die Füße über Kreuz geschlagen. Ihr blonder Kopf ist mitten in dem hellgrauen Licht, das der Vormittag hereinschickt und das auf ihr Haar und ihre Backen einen leisen, silbrigen Reflex legt. Und die blauen Blumen auf der Wandtünche neben ihr! — Und wie im Ofen das Feuer bullert! Und wie schön warm es ist!

Ich sehe das Kind nicht an und fühle doch mit einem unaussprechlichen Wohlgefühl, wie ich in der unschuldigen, gesunden Frische seiner Gegenwart ruhe.

Draußen vorn Fenster plitscht der tauende Schnee von der Dachkante herab. Ab und zu schurrt wohl auch mit einem dumpfen Gepolter eine ganze Schneeschicht hernieder. Es ist so hübsch, wenn dann jedesmal, sobald die kleine Lawine am Fenster vorbeikommt, ein flüchtiger Schatten entsteht.

Nun bin ich mit meiner Mahlzeit fertig, stehe auf, recke mich, zünde mir eine Cigarre an und fasse nach dem Hut.

Friedas Augen sind größer geworden und verfolgen mit Spannung meine Bewegungen.

Ich weiß, dies ist die stumme Frage, ob sie mitkommen darf?

Ich lächle, wende mich zu ihr hin und frage sie. Sie nickt hurtig, streift die Mütze von ihrem Schoß, streicht schnell die Schürze glatt und mit ein paar eiligen Handbewegungen die Knöpfe von der Stirn und trollt, die Hände unter der Schürze, hinter mir her; zutraulich und stillvergnügt wie ein Hündchen. Und wie sie so dicht in meiner Nähe ist, spüre ich den gesunden Duft ihres jungen, warmen Körpers. Vor Glück und Frieden muß ich tief aus mir herausatmen.

Wir schlendern durch das gleichmäßig graue Licht des Vormittags über den Hof; durch dieses Licht, in dem es doch wie eine ganz ferne Ahnung von Sonne ist. Am Himmel ziehen große, blaue Wolken; aber unter ihnen breitet sich eine graue Dunstschicht, die so viel Leuchtkraft hat, daß diese Ahnung eines milden Sonnenlichtes entsteht.

Überall ist durch die laue Luft die emsige Geschäftigkeit des Schneewassers zu hören, das von der weißen Schneelast des Daches herabtropft, durch die

Rinnen rauscht, in kleinen, trübfarbigen Rinnfalten und Bächlein mit behenden Windungen zwischen dem Pflaster hin den tieferen Stellen zuellt, wo es sich zu spiegelnden Lachen sammelt. Dazwischen breiten sich große Flecken von Schnee, mit kleinen Hügeln und Pyramiden, über und über mit grauen Poren und feinen Schmutzrinden überzogen. Und zwischen all dem lustigen Lärm, der sich wie ein heimliches Flüstern und Kichern ausnimmt, sind die Späzen in allen Registern lebendig.

Zwischen Ställen hin schreiten wir durch einen kleinen Gang, der bei einer eisernen Gitterthür endigt, die offen steht und durch die wir in den Garten gelangen . . .

Der große Garten ist scheckig wie ein Elsterngefieder. Aber überall herrscht schon das schöne, tiefe Schwarzbraun des vom Tauwasser durchdrängten Humus vor. Und aus all dem Braun und Weiß ragt rotbräunlich und schwarzgrün das Gewirr des Buschwerkes, ragen die grünen Stämme der alten Bäume hinauf in dies leuchtende Grau des Himmels mit seinen gigantischen blaugrauen Wolkenballen.

Die Luft ist ganz still und lau. Kein Reislein regt sich. Nur die Späzen schlüpfen, und die Taufseuchte rinnt und sicfert.

Wir schreiten über den gelben Kiesweg hin, und ich habe meine Freude an dem dunklen Grün

der Lebensbäume und der Buchsbaumeinfassungen, so vergilbt sie auch noch sind.

Aber Wonne! Da sind die ersten Blumen!

Auf langer, brauner Rabatte zu beiden Seiten des Weges Schneeglöckchen!

Wir machen Halt, sie zu betrachten.

Wie dies Grün lacht, dies frische Graugrün der schmalen, feinen Blättchen! Wie unbeschreiblich dies Grün lacht! Wie sich das einem mitteilt! — Und dazwischen nun die zahllosen, schneeweißen Blütenglöckchen mit dem gelblichen Grün in der Kelchmitte!

Mir wird mit einem Male so wunderbar! — Ich glaube, wär' ich allein, ich würde weinen. Die köstlichen Thränen, die Vergessen bringen . . .

Frieda steht ganz still neben mir, und ihre runden Augen gehen ernsthaft forschend von den Schneeglöckchen zu meinem Gesicht und von meinem Gesicht zu den Schneeglöckchen. Sie hat immer noch die Hände unter der Schürze, und die weißblonden Löckchen umflimmern ihre braune Stirn.

Ich lache sie an, und ihre Lider kneifen sich leise zu einem allerliebsten, kaum merklichen Lächeln.

Aber dann macht sie ganz plötzlich Unstalt, sich zu den Blumen zu beugen und davon zu pflücken. Mit so einer frischen und impulsiv-jähren Bewegung, ganz wie ein Junge.

Aber ich nehme sie bei der Hand und wehre ihr. Sie sieht mich erstaunt und ein wenig betroffen an. Aber dann gehen wir weiter den Weg hinab. Immer zwischen dem hellen Gewimmel der weißen Blumenglöckchen hin in ihrem frischen, lichtbegierigen Grün.

„Nun wird's bald Frühling, was?“ fragt Frieda leise und sieht mir ins Gesicht, was ich dazu meine.

„Ja.“

Sie lacht und beginnt plötzlich zu rennen und den langen Weg vorauf zu der Gatterthür hinzustürmen, die uns in den Park läßt, sie zu öffnen.

Langsam schlendre ich hinter ihr her.

Es duftet nach feuchtem Holz und dem Laubwerk des vergangenen Herbstes, das unter dem tauenden Schnee hervorkommt, und nach der tiefbraunen Erde. Überall ist die schöne, kräftige Würze dieses laufeuchten Duftes, in den die beiden langen, lichten Reihen der Schneeglöckchen hineinlachen.

Naturblumen und Naturduft! Ah, Freiluft! Freilicht!

Freiheit! Hoffnung auf Freiheit!

Dieser zarte, weißgrüne, still-schmeichelnde, zulächelnde, liebe Trost! Diese erste, holde Verheißung! . . .

Frieda steht neben der niedrigen Gatterthür und wartet auf mich. Ihr braunes Gesicht ist von ihrem

Sturmlauf gerödet; sie wischt sich die Tröckchen aus der Stirn, und ihre Augen haften fest und fröhlich an meinem Gesicht. Als wollte sie mich nach irgend etwas fragen, irgend etwas aus meinen Mienen herauslesen.

Ich denke mir so, wenn sie das wüßte, was sie sagen! — Und denke mir so, wie überaus köstlich das ist, daß sie davon so gar keine Ahnung hat! Von all diesen winterlichen Reminiscenzen mit ihren Feinessen! . .

Ich werde ein wenig rot unter der lieben Unschuld ihres Blickes.

Ich könnte ihr Gesicht zwischen beide Hände nehmen, von Herzen lachen und sie auf ihren frischen Mund küssen. Aber ich lasse das lieber sein. Ich nicke ihr nur zu, streichle ihr lind über ihren lichten Zopf, und wir treten durch die offene Thür in den Park hinaus.

Ich habe eine Anwandlung, mit ihr um die Wette zu rennen . . .

Wir schreiten die Lindenallee entlang, die durch den Park zu den Anlagen führt, die das Flußufer beleben.

Der breite Weg liegt noch voll Schnee. Lichtbraune Flecken machen ihn scheckig, und an manchen Stellen lugt schon die braune Erde hervor. Graubraune Pfützen, Tümpel und Lachen blinken, wo er

sich an beiden Seiten zu dem Parkboden und den Stämmen der alten Einden hinabsenkt. Die spiegeln sich mit ihrem mächtigen Rund und ihrem Astwerk in den stillen Flächen und ragen ernst in die laufeuchten Lüfte mit ihren träg ziehenden Wolkengebilden. Unzählige Wasserrinnen flechten sich hin und her, plätschern, rieseln und sickern. Zwischen Bäumen und Gebüsch dunstet es von leisen Nebeln. Stämme und Äste nehmen sich aus wie gewaschen, blinken in einem schwarzen und braunen Glanz, mit einem hellleuchtenden, aufgefrischten Grün dazwischen. Hin und wieder hallt ein dumpfes Krachen und Poltern durch die Parkräume von stürzenden Schneemassen.

Große schwarze Krähen rauschen über die Wipfel, frächzen und knarren. Überall lebt es von dem Walten einer emsigen, geheimnisvollen Geschäftigkeit, die etwas unaussprechlich Munteres und Fröhliches hat.

Plötzlich dunkelt mit tiefsatter, sammtiger Farbe mitten im Grellweiß der tauenden Schneemassen das Grün einer Tannengruppe. An einigen Stellen, wo der Schnee weggeschmolzen ist, lugt mit aufgefrischter Tönung das Rotgelb des Bodens hervor, bis zum Saffranfarbigen frisch und saftig. Dann kommen Birkenstämme mit dem weißen Mattganz ihrer Rinde, tief rotbraune Flecken und Ringe dazwischen, und hellsmaragdgrüne Furchen; und oben das feine und

luftige Ineinander der schwanken, hängenden Zweige. So unsagbar luftig und zart, und gleichsam in einer unaussprechlichen Weise aufgemuntert, wie erwachend. Es liegt in einem violetten Farbenhauch in den elastischeren Biegungen der hängenden Reiser, in den silberhell blinkenden Tropfen, die herabrinnen. Aufgeschichtete Holzstöcke liegen am Weg; Scheite, frisch gewaschen von dem herabgeschmolzenen Schnee, mit den frischen Farbentönungen der von Moosen und Flechten überwucherten Rinde, und mit einem hell lachenden Gelb, das durch den grauen Dämmer des Weges leuchtet.

Mir ist, ich höre irgend eine stille Weise. Ein geheimnisvolles Wesen mit einem Körper aus leise, ganz leise ineinanderspielenden, blaffen Irisfarben wandelt langsam durch das Gehölz und die Baumhallen des plätschernden Parkes, in denen es ab und zu hallt wie von dumpfen Schüssen, und summt dieses Liedchen vor sich hin; und es ist eine helle erwachende Nuance darin, ganz wie das Lichtgrün und das frische Weiß der Schneeglöckchen vorhin.

Es friedet, tröstet so und stillt, löst einen Seufzer aus und macht dann lächeln, als sei einem unversehens ein recht angenehmes Versprechen in das Ohr geflüstert. Und das Blut beginnt einem so warm-lebendig durch die Adern zu pulsen, und man spürt es im Kopfe und in den Nerven der sich hellenden



Augen wie unfäglich wohlthuende, warme, magnetische Strömungen. Und noch einmal muß man seufzen, wie aus der Sehnsucht einer unbestimmten Hoffnung heraus.

Und alles lauscht rings um einen her so still in das laue Grau hinein, und in diesen herzhaften Moderduft des feuchten Gehölzes und des Waldbodens; lauscht wie mit weiten Augen, oder in holden Träumen halb geschlossenen, ahnenden, erwartenden Augen und lächelt . . .

Aber nun wird dieses liebe, ahnungsvolle Idyll mit seinen Heimlichkeiten weit und feierlich wie eine ossianische Landschaft, und das flüsterliedchen weitet sich zu der Gewalt eines Hymnus; eines feierlichen Hymnus in einem majestätischen Grau.

Wir treten aus dem Park auf eine Fläche hinaus, die sich leise zum flusse hinabsenkt.

Wir sehen eine endlose Ebene, schauen über ein weitweites Gelände mit Gruppen von Buschwerk und riesigen, alten Bäumen, die, wie sie hie und da vereinzelt aus dem blinkenden flachen gegen das abenteuerliche Gewölk der graudunstigen höhen ragen, um so gigantischer wirken.

Der fluß, der mit eiligen Wirbeln die letzten Eisschollen treibt, ist aus seinen Ufern getreten und hat weit und breit das Gelände überschwemmt. Nun sieht man in durcheinander geschobenen riesigen Streifen

weite, weiße Schneemassen und -flächen, mit breiten Flecken und Tupfen einer hellen Sepiatönung dazwischen, breite und langgezogene schmale Wasserflächen und -streifen mit Inseln dazwischen, Inseln mit struppigem Buschwerk, riesigen Eichen, mächtigen italienischen Pappeln, Buchen, Birken und Tannen. Darunter schlanke Stämmchen mit unendlich zartem Geästel, mittelgroße Bäume und die alten Riesen mit ihren breiten Kronen; edle, plumpe, schlanke, gewaltige, zierliche und bizarre Formen bis zum Wild-Grotesken.

Wir schreiten näher gegen die Gewässer hinab; gegen diese gewaltigen graugrünen und braunen Spiegel, die da und dort in einem mattsilbrigen Grau blinken, und je mehr, je weiter sie sich in die Ferne der weiten Ebene verlieren. Sie breiten sich so majestätisch still; eintge noch starr von einer dünnen, grauen Eisschicht. Ernst und feierlich, erhaben, in starrer Ruhe spiegeln sich diese heroischen Wolkenmassen in all dem Wasser und braun oder schwarzgrün die alten Baumriesen und das junge Gehölz mit den Phantomen ihrer Stämme und der abenteuerlichen Mannigfaltigkeit ihres Astwerkes.

Zwischendurch geht in einem feierlichen, großen Tempo die Bewegung des flusses, der zum Strom geschwollen ist; und durch die Stille dröhnt aus der ferne her ein Wasserfall wie ein gewaltiger Choral; und dazwischen mit hundert begleitenden Stimmen

das unaufhörliche Geplätscher der hundert eiligen Bäche und Rinnsale, die ihm mit freudiger Geschäftigkeit zueilen.

Hin und wieder hat der Schnee auf Strecken schon den Boden freigegeben, der sich mit einem gelblich fahlen und grauen Grün in all das Weiß, Sepia, Braun und Blaugrau hineintönt.

In der äußersten Ferne schließt die blaugraue Waldung den Horizont ab, verschleiert von den Dünsten all des Wassers, das die weite Landschaft erfüllt.

Oben aber, an einer Stelle, teilt sich nun das Gewölk; das Grau dazwischen wird hell bis zum Silberglanz, als wolle sich dort der stille, zähe Kampf der Sonne mit all den Dünsten bereits entscheiden. Und dieser grelle Silberschein beginnt weite Reflexe in Flecken und langen, schmalen Streifen über das Gelände hin zu strecken.

Es ist wie ein aufjauchzendes Hallelujah.

Und das feierliche Starren und Lauschen der riesigen braunen Baummassen!

Ich habe einen unabweislichen Eindruck. Ich sehe irgend ein riesiges Wesen hocken, in sich versunken, in einer halben, starren Ohnmacht vor sich hin brütend, im Grauen, Feuchten. Und etwas Lichtes, das aufblitzt, ihm zu nahen, sich zu ihm hinzuringen trachtend; ein Männliches, kräftig, seines Sieges zuversichtlich und der allmächtigen Kraft seines Willens. Seine

Stimme jauchzt und dröhnt, wild, im männlichen Kampfjubiläum, mit dem Pathos eines unermesslichen Reichtums an Licht, Freude und Leben, ein unaufhaltsam, Hieb für Hieb nahender Sieger. Und wieder schießt er leise, zärtliche Flüsterworte zu ihm herüber, in denen doch schon lachender Triumph ist. Und es erwacht aus dem Bann dieser grauen Ohnmacht, belebt sich, will auffahren, jubeln; es stöhnt, flüstert, raunt und murmelt von erwachendem Leben, blickt mit belebteren, suchenden Augen nach dem unsichtbar nahenden Helden, hofft und faßt Zuversicht, und sucht und reißt sich und erwacht. Und dann wird das Dröhnen des Stromfalles plötzlich zu einem jauchzenden Lachen, und aus den forsttiefen krachen wuchtigere Schläge, hallt es wieder von dem jubelnden Siegerzorn dieses Lachens . . .

Der unsagbar fröhliche, heimliche Kampf im Grauen!

Frieda steht mit ihrer langen, kräftigen Gestalt ein wenig abseits von mir und starrt, eine braune Berte in der Hand, mit ihren großen, ernstesten Augen auf das Gelände hinaus. Ihr Blick und ihr braunes Gesicht mit den flachsblonden Löckchen hat so etwas wunderbar Freiluft-Wildes. Sie spricht nicht. Ganz stumm ist sie, in so einem klugen, intelligenten Ernst, der so köstlich kindlich und unbewußt ist; ja, dies vor allem: so köstlich gesund-unschuldig!

Die prächtige kleine, wilde, gesunde Jungfer!

Ich weiß nicht, weshalb mich ihr Wesen in diesem Augenblicke geradezu befangen macht.

Sie ist der Natur so viel näher als ich; so wunderbar näher! —

Doch leise, leise, ganz leise klingt und kichert es, immer, überall so hell und silberweiß: Schneeglöckchen! Schneeglöckchen! — Und es will anschwellen und will hell, ganz ganz hell werden wie Sonnenglanz, der plötzlich mit einem Male alle Nähen und Weiten überfluten müßte . . .

---

### 3. Crocus.

Nun ist wieder eine Reihe von Tagen hin.

Es ist wieder ein Vormittag. Ich habe mein Frühstück beendet, sitze mit meiner Cigarre, die Katze auf dem Schoß, die ich leise streichle, auf der Fensterbank, mitten in einem freundlichen Sonnenblick, ganz allein im Zimmer, höre dem Kanarienvogel zu, träume, und es möchte mich ja wohl ganz und gar wieder eine Erinnerung an *Peau d'Espagne* angehen.

Da kommt ganz strahlend und glücklich Frieda

ins Zimmer gestürzt und verkündet, daß die Crocus raus sind.

Was tausend, die Crocus!

Aber es ist weniger dieses frühliche, kleine Evangelium, das mich so elektrifiziert und mit einem Mal so närrisch jung und naiv macht, daß ich hell auf-  
lachen muß, als vielmehr ihr frisches Ungestim, das sich mir mittheilt.

Nieze, die von meinem Schoß geschurrt ist, kneift die Augen zusammen, und stelzt mit einem ungeheuren Buckel langsam zum warmen Ofen hin-  
über; ich aber springe auf und mache mich mit Frieda über den hellen Hof, der nun ganz trocken ist und auf den aus dem frischesten Blau die herrlichsten silberweißen Frühlingswolken herniederschauen, hinter in den Garten.

Die Welt sieht wieder mal anders aus als vor Tagen.

Frische Winde sind bei Tag und Nacht über das Gelände gebraust und haben all die viele Feuchtigkeit aufgetrocknet. Die Kraft der Sonne hat das graue Gewölk gebrochen und die letzte Spur von Weiß getilgt. Hinten im Obstgarten schaukeln die Star-  
kasten über den Kronen der alten Obstbäume auf ihren Stangen und aus den braunen Reifern weht im fröhlichen Winde das Lied der schlanken, schwarzen Vögel herüber, die beim Nestbau sind. Zwischen der

dunklen Erde der umgegrabenen Beete huschen die Drosseln hin und her, die schwarzen Männchen und die bräunlich-helleren Weibchen mit ihren gelben Schnäbeln, pfeifen und picken nach Würmern und Käferlarven. Und wenn man über das Gebüsch und die jungen Bäume hinblickt, so spürt man eine leise, ganz leise, kaum merkliche Veränderung, die aber viel fröhlicher stimmt, als stünden sie schon im grünentfalteten Schmuck ihres Blattwerkes. Es ist so ein neuer, saftiger Schimmer in den Keisern, an den jungen Zweigen und der Rinde der Stämme; und etwas lustig Gespreiztes und sich reckendes; und so ein gewisser rötlicher und violetter Hauch mit vielen kleinen Knötchen dazwischen, daß es nur so flimmert und flirrt in der frischen Luft und in der linden Sonne. Wenn man hinzutritt und genau hinschaut, so haben diese Knötchen etwas Klebriges, das glänzt wie frischer Lack und duftet mit einem herbsüßen Duft, sobald man die Finger daran bringt. Und dann gewahrt man auch all die jungen Keiser und Triebe mit ihren satten grünlich-braunen, rötlichen und hellgrünen Tönungen, die in den letzten Nächten hervorgeschossen sind. Hier und da bricht wohl auch schon ein feines, gelbliches Grün aus den braunen Hüllen und da, wo besonders viel Sonne hinkommt, ist dies Grün schon aufgesprungen und spreizt sich grifflig wie Kresse.

Am Himmel gehen schnelle, blitzweiße, große und kleine Wolken, einzeln und in Scharen durch das lachende Blau; flinke, lustige, junge Frühlingswolken. Und es ist so unsagbar reizvoll, das Spiel dieser gleitenden Sonnenlichter zu betrachten, die jetzt mit ihrem hellsten, ausgelassensten Schimmer lachen, um dann einem stillen, nachdenklichen Grau zu weichen, wenn eine besonders große Wolke an der Sonne vorbeizieht. Es ist wie spielende Kinder, die jetzt in Ausgelassenheit lachen, jubeln und umhertollen, plötzlich in stiller Versonnenheit stehen bleiben und stumm vor sich hinsehen, um dann im plötzlichen Übergang sich wieder der Ekstase ihres Spieles hinzugeben.

Der Buchsbaum am Wege hat hundert und aberhundert hellgrüne Blättchen bekommen, die sich ganz wunderbar in das dunkle Blaugrün der alten hineinmischen und in die gelblichen und braunen Töne der verwelkten, die nun von der jungtreibenden Kraft der Säfte abgestoßen werden.

Sich in den Rausch dieses jungen Treibens und Drängens zu verlieren! In diese Stimmung der erwachenden Natur! In diese Seligkeit junger Hoffnungen! Was mag es in aller Welt sein, wonach sie immer wieder und mit immer erneuten Trieben sich strecken? Das Ziel irgend eines einzigen, großen unaussprechlichen Weltglückes? Tausendmal verfehlt, doch vielleicht einmal gewonnen und ge-



kostet, verloren und wieder und immer wieder erstrebt?

\*

Plötzlich hör' ich Frieda lachen und in die Hände klatschen.

Sie ist mir voraufgelaufen durch die junge, huschende Sonne den langen Weg hin.

Ich sehe sie in einiger Entfernung dastehen und mich erwarten. Der Wind spielt mit ihren flachsblonden Stirnlocken, und ihre blauen, klaren Eulenaugen lachen mir aus der Rundung des wetterbraunen Gesichtes entgegen.

Sie übt wieder diese Wirkung auf mich, die Wirkung einer seltsamen Überlegenheit. Denn sie ist mir so ganz die junge, unschuldige, gesunde und wildkräftige Seele dieser erwachenden Natur. Als verstünde sie mit einem feinen, unbewußten Sinne, was mich bedrückt und was mir heilsam. Und es ist so wunderbar, wie sie stets mit ihrem gescheiten, forschende Blicke und ihrem frischen Wesen mich beobachtet und wie sie meine Stimmungen reflektiert, immer doch mit ihrem jungen, unbekümmerten Sinne dagegen auffommend und wie mit bewußter Absicht in all die Wunder dieses neuen Werdens ringsum mich hineinführend; und für die Sympathie, die sie mir erweckt, dankend mit diesen plötzlichen Aufwallungen

ihrer Ausgelassenheit, mit einem so köstlichen Lachen über nichts, das wie ein wunderbarer Balsam ist.

Kinder sind so klug, können so ein tiefes und feines Tactgefühl haben. — Wir Erwachsenen sind in dieser Beziehung nur zu oft die reinen Barbaren gegen sie; so verkrüppelt und von der Natur ab.

Ich werde den Eindruck nicht los; immer ist mir, als ob sie um die dunklen Geheimnisse meines Schmerzes wisse, mich bei der Hand habe und mich mit einer bittenden Teilnahme von ihnen wegzuführen trachte. Und dies beglückt mich so. — Immer mehr bin ich ganz, ganz dieser erwachende Frühling mit seinen hundert sonnigen Eindrücken. All dies komplizierte und verzwickte Seelenleben mit seinen geistreichen, bis zur verwickeltsten Sophistik geistreichen Empfindungen und raffinierten Emotionen, die mir dies vielseitige und espritreiche Weib erweckt, wird so wundersam simpel und schlicht im frischen Walten des großen, ewigen Werdegeseßes um mich her.

Ich glaube, ich werde rot und habe es wohl ganz und gar wieder einmal mit so etwas wie Befangenheit, wie ich zu der dummen, kleinen Jungfer hintrete.

Sie steht vor ihren Crocus.

Ja wirklich: sie sind die Seele und das junglichte, holdstammelnde Wort dieser Tage! Wie das Lallen des Säuglings an der Brust seiner jungen

Mutter; dies Fallen wonnesamer Befriedigung und Sättigung, das der stammelnde Überschwang, die Blüte der treibenden, sich dehnenden Zellen seines sich entfaltenden kleinen Körpers; die Seele, das Wort seiner gesunden, weichen Fülle, des frischen Glanzes seiner schimmernden Haut, all dieser intimen Werdevorgänge in diesem keimenden Organismus. Dies dunkle Stammeln, wo der Urlaut der Empfindung bereits sich zu differenzieren beginnt, wo er zum artikulierten Wort zu werden im Begriff. Es ist ein so außerordentlich interessanter Übergang, der seine Mystik hat. Man hat dann wohl Augenblicke, wo man sich mit so einer Art begieriger Ehrfurcht vor der Unwillkürlichkeit der Natur zu solch einem kleinen Wesen hinbeugt und seinem Gestammel lauscht, als wolle die Natur ein ungehörtes Wort und eine Weisheit, eine letzte Offenbarung mitteilen, nach der alles forschen der Weisesten vergeblich sich reckt; eine Offenbarung aus den Tiefen der ewigen Waltherin, die mit einem Male so viele ihrer Rätsel lösen müßte.

Ja, die Crocus!

Wahrhaftig, man möchte vor Wonne laut aus sich herauslachen.

Es sind drei Rundteile: ein großes in der Mitte und zwei kleine an der Seite.

Jedes ist eingerahmt von einem Kranze schimmernder Schneeglöckchen; und aus dem tiefen, fatten

Kaffeebraun des umgegrabenen Mutterbodens schießen all diese lieben kleinen Blumen hervor, krill und munter wie hundert lichte Flämmchen, daß es nur so leuchtet, einem so recht bis in die innerste Seele hinein.

Gerade steht eine große Wolke vor der Sonne. Sie ist in der Mitte grau, von einem bernsteinbräunlichen Grau, mit ganz blitzesilberweißen Rändern, die in das tiefe, so wonnig aufgefrischte Blau des Himmels hineinvergleißen.

Ein gleichmäßiger Schatten ist über die junge Herrlichkeit des Gartens gebreitet, daß alle seine Farben wie in einem eigenen Lichte leuchten; und all diese kleinen munteren Blumen: die lilablauen und die gelben; wie kleine elektrische Flämmchen!

Eine Gartenbank steht am Wege unter einem jungen Apfelbaum. Ich lasse mich mit Frieda nieder, und wir sitzen still nebeneinander und betrachten nur immer diese zahllosen, fröhlichen kleinen Blitzesflämmchen. Und die Stare singen und die Drosseln pfeifen, und man spürt nur so die linde Wärme der Sonne.

\*

Ja, wenn ich nun einen albernen Witz machen wollte, dann könnte ich wohl von einer platonischen Liebschaft reden, in der ich mit der Jungfer Frieda

stände. Das wäre recht im Städterstil. Es werden in so einer großen Stadt so unglaublich viel alberne Witze über die Liebe gemacht.

Über nichts ist mir ferner als die — Liebe.

Überhaupt: die Liebe. —

Wer, der jemals im Leben mit ihr zu thun gehabt, sehnt sich nicht nach einem Lande der Unschuld, nach einem Gottesreich in aller Welt, wo man, nach Christi Wort, weder freit, noch sich freien läßt; nach jenem seligen Kinderland, das der Christus das Himmelreich nannte?

Was das für ein unsägliches Gefühl der Erlösung für mich ist, in der frischen Nähe dieser kleinen Jungfer all diese heimlichen, so überaus peinigenden Wunden vernarben zu fühlen! . . .

Die Liebe! Ach ja, die Liebe! . . .

In aller Welt wüßte ich nicht, was himmlischer und reiner wäre, als so eine kleine Jungfer! . . . Außer etwa das gerechtfertigte junge Weib, das geboren hat, in ihrer Mutterfreude. —

Man lebt die Welt eigentlich immer durch das Medium eines nahestehenden, einem durch das Schicksal verbundenen Menschen. Nie, nie möchte ich sie in Zukunft anders leben, schauen, empfinden als durch das Medium dieses Kindes in diesem Alter seiner beginnenden Reife! — Diese klare, reine Frühlingswelt jenseits der Leidenschaften und allem Raffinement

der erwachten, sich bewußt gewordenen Triebe; allem, ach! wie espritvollem Raffinement auch immer! —

Die Tönungen dieser jungen Reifer, dies lichte Himmelsblau mit seinen leuchtenden Silberwolken, die Blumenlichter ringsum, all die frisch erwachten Laute, Farben und Düfte sind dumme, tote Rätsel; bewahre mich Gott, über die schauerliche Mystik ihrer nächtigen Tiefen zu grübeln! —

Aber mein Blick haftet an der unbewußten Unschuld dieser braunen Wangenlinie, an der jungfräulich herben Biegung dieses Nackens, an der Fülle dieses weißblonden Haares, an dem sanften, gesunden Rot dieser Wangen; ich sehe die frische Farbe des gesunden Mundes mit dem lauschenden naiven Spiel und Schwung seiner Linien, die noch keine in das tiefe Heiligtum der Seele fressende Begier der Leidenschaft gestört; ich sehe die runden Handgelenke, die geschmeidige herbe Kraft des jungen Leibes, dies lustige Stumpfnäschen, die kleine, platte Stirn mit dem leisen Hauch von Kraft und kindlichem Trotz über der Nasenwurzel; ich sehe das blaue Rund der klaren Augen, die noch ganz staunendes, jauchzendes, hinggegebenes Erraffen und kindlich ernstes Sammeln der Eindrücke sind, ich sehe die köstliche Rundung der kleinen Brüste, noch weit fern von der quellenden Reife, die den süßen Hauch jener gefährlichen, sinnenden Sehnsucht auf das Gesicht legt, das bereits die dunkle

Seligkeit der nahenden Liebe ahnt, die so Verhängnis wie Wonne; diese possierlichen kleinen Brüste auf dem kräftig warm atmenden Brustkasten, deren Bewegungsrhythmus noch ganz nur hold-naiver Reflexwechsel einer süßen Fülle erster, andringender Eindrücke: und all dies Unausprechliche, das mich so tief und befreit aufatmen läßt, das meine Gedanken so wunderbar stillt und einigt: das ist die Seele und das wahre Leben des Frühlings um mich her, das erst ist Frühling.

So sitzen wir bei einander und plaudern: von ihrer Puppe, von Vaters Blumen und hundert einfachen, alltäglichen Dingen.

Das sind die Crocus. Wir sind nun wieder ein Stück weiter in den Frühling hinein.

---

#### 4. Hyacinthen.

Bekam ich da heute früh ein zierliches Briefchen. Also meine angebetete Thea lebt in Mutterhoffnungen.

Na gottlobunddank! So wird sie keine Zeit mehr haben zu kokettieren!

Was hab' ich da hingeschrieben? Nun, ich konnte nichts Vernünftigeres zu Papier bringen.

So klar bin ich und frei! — frei!

Den ganzen Tag über war ich bei prächtigster Laune. Vor lauter Freude habe ich meiner wilden kleinen Jungfer ein Extravergnügen gemacht, alle Launen ihres Übermutes entbunden und mit ihr auf dem Hofe Haschen gespielt. Der prächtige Rhythmus ihres Lachens ist mir den ganzen Tag durch die Seele vibriert.

Nun aber sitz' ich in der schönsten, lindesten Nacht ganz hinten am äußersten Ende des Gartens auf der Mauer in Hyacinthendüften und einem Meer einsamer Seligkeit. Ich habe vorhin sogar auf der Mundharmonika geblasen. Vor ein paar Tagen bin ich nämlich in der nächsten Stadt gewesen und habe Frieda und mir zwei Mundharmonikas mitgebracht.

Über dem raunenden Park draußen steht im lichtesten Blau der goldene Mond.

Die nächtigen Finsternisse der Forsttiefen sind lebendig von weißen Nebeldünsten und seinem webenden Glanz, der sich an die dicken Stämme legt, auf Gebüsch und die weit ausgreifenden mächtigen Äste und der das Gewirr der jungen Reislein versilbert. Sein lichter Dunst webt sich weit durch die Forstwege bis hinten in die ferne des flusses und das nächtliche Wiesengelände erhellend; und hinauf in die Tiefen des klaren Äthers. Und er flutet herein, über den großen Garten hin, über Bäume, Beete und Wege



und weckt all die unzähligen kleinen grünen flimmerlichtchen der brechenden Knospen an Gebüsch und Zweigen.

Unter mir aber blühen lang an der Mauer hin zahllose Hyacinthen. Ganz bin ich eingehüllt in den kräftigen Atem ihrer Düfte. Sie glimmen wie tausend sanfte Lichtkerzen durch die nächtliche Mondämmerung, mit all ihren frischen Farben: die dunkel- und lichtblauen, tiefrote und mattrote bis zur zartesten Fleischfarbe, weiße und violette, lilafarbene, mit kleinen Blütenglocken, die dicht beieinander in der schönen Dolde sitzen, oder mit länglichen, mit dem schönen, edelgestreckten Schwung ihrer reinen Linie, in Abständen an dem Blaugrün des Blütenstempels. Aus dem bläulichen Grün des breit-lanzettlichen Blattwerkes, das wie mit einem leisen Mehlstaub gepudert ist, schimmern all die herrlichen Dolden zu mir herauf.

Vor mir hinträumend flüstere ich halb unbewußt den Wohlklang des schönen Blumennamens, der wie das flötende Zifüth der Nachtigall ist.

Dies weckt ähnliche Eindrücke, die sich reihen und mit einer wonnigen Fülle auseinanderspinnen: antike Vokalmusik, reine tönende Dreiklangmelodien, hellenische Tempel mit der schlanken Pracht ihrer Säulen, in träumender Märchenschönheit einer sommerlichen, italischen Mondnacht; der melodiose Klang lydischer Flöten mit einem lichten Triangelgefächer

dazwischen, und Lieder von hellen Knabenstimmen gesungen; die schöne linde Biegung von Mädchen- und Knabenlocken.

Und überall im Garten singen die Stare, be- rauscht vom taghellen Glanz des vollen Frühlings- mondes; singen ihr munteres Frühlingslied mit der drolligen Mannigfaltigkeit seines Gefüges, jetzt mit einem metallischen Zwitschern, daß es sich bald aus- nimmt wie artikulierte Worte, jetzt wie ein Köchern, jetzt wie ein helles wonniges Auflachen, und jetzt wieder wie ein süßes Flöten, das an Nachtigallengesang erinnert; jetzt so sonderbar intelligente Melodieenfetzen, musikalische Themen, die sich in ein krauses, kapri- zioses und sehr kompliziertes Arabeskengewirr aus- einanderspinnen, oder in dies wunderbar ausgelassene, possierliche Lachen verlieren. —

Von allen Ecken und Enden hallt es durch die lauschende Mondstille, durch die ein leises Raunen und Flüstern geht, mit Pausen, wie eine heimliche Unterhaltung, in der vertraulich die süßesten Geheim- nisse ausgetauscht werden.

Aus geheimen Tiefen der Seele heben sich hold beschworen wundersame Ideenfolgen von Schönheit und Harmonie, belebt sich die innere Mathematik harmonischen Gleichmaßes, entspinnt, variiert sich mit einem beglückenden Reichtum innerer Erfahrungen, die sich mit hallucinatorischer Gewalt aller Sinne be-

mächtigen und sich in den milden großen Rausch, in den Rhythmus selig harmonischer Gebilde hüllen; ein Rausch, in dem musikalische Eindrücke, in dem das Lied der Stare, das Raunen und Flüstern der nächtlichen Zweige Duft wird und Farbe, und Farben und Düfte Melodie und alle Eindrücke der immer quillende Brunnen der einigen und unteilbaren Schönheit. Und so jung, so jung! So frühlingjung! . . .

Du trittst in das glückselige Reich der Illusionen ein; unendlich getröstet spürst du ihre Notwendigkeit und mit ihr die ganze Fülle ihrer ewig unzerstörbaren, immer wieder neu sich erzeugenden Realität; und du lebst in dem überschwänglichen Glück dieser Offenbarung, sorglos beseligt wie ein Frühlingvogel auf seinem schwanken Zweig.

\*

Spiele! Spiele! Spiele! . . .

Webe über aller Schwere in den mondlichten Ätherrevieren; tauche in die mütterlichen Schauer der Forstnächte und gewahre mit dummen, staunenden Kinderaugen selbst alles Grausen der Welt, alle Gräuel, mit denen Satan die Welt verwüstet, wie schöne rote geheimnisvolle Märchenblumen, geeint auch sie in die eine und gleiche Harmonie! —

Sorglos und siegreich verliere dich in die ver-

schlungenen Labyrinth des Paradoxen und erkenne,  
daß das alte böse Chaos eine einzige Harmonie!

Gieb dich diesem lachenden Frühlingsevangelium  
hin! Verliere, verliere dich, gieb dich preis! . . .

Engel und Dämonen in denselben Reigentanz  
verschlungen, erlöst in Schönheit!

Höre dies glückselige Thema der Hyacinthen-  
Melodie!

Hyacinthe! — Unendlich weitet sich mir jetzt  
dieses Wort, der Wohl laut dieser Vokalfolge; wird  
ein urtief schöpferisches Geheimnis und ist mit einem  
Mal alle Endlosigkeit des Mondäthers über den  
raunenden Kronen, über Wiesen, Gewässern und  
allen Breiten!

Hyacinthe! — Ich sitze, das Gesicht den Höhen  
zugewandt, und sehe die gigantischen Wunder des  
ewigen Werdens, sich entfaltend aus der Mystik dieses  
Blumennamens; all ihre Dissonanzen gehalten und  
geeint in diesem Augenblicke durch sie.

Die wenigen goldigen flinkerpünktchen da oben  
im Silberglanz des Äthers erschau und wage alle  
Dunkelheiten ihres Werdens und Wandels zu ahnen.  
So grauig oder wonnig sie sein mögen, in ihren  
elementarischen Empörungen oder in den seelischen  
Schicksalen der Lebewesen, die sie bevölkern: dies alles,  
elementarisch oder seelisch, ist doch nichts als diese  
eine ruhig und endlos gewölbte Lichttiefe mit dem

stillen Goldrund des großen Gestirnes da oben und mit dem flinkern dieser wenigen Lichtpünktchen.

Wie erhaben diese Ruhe ist! — Nur das helle Starlied, trunken vom Mondglaß, und diese flötende Waldquelle aus den Tiefen.

Ich vernehme flötentöne und Triangelgeficher; wehende Düfte umhauchen mich. Die ganze Welt ist Hyacinthenduft.

So sieh, in diesem lächelnden Rausche sieh grundklare Meertiefen des Äthers mit Milliarden dunklen und lichten, gewordenen und werdenden und noch schlummernden Gebilden; ruhende, sanft gleitende, im Urtraum schaukelnde Ideen des Einen! — Im violetten Urlicht sieh die Phantome von Mammut-tieren der Urzeiten, zwischen gigantischen Farrengewächsen; sieh die Farbenglut wabernder Weltenbrände und die im bleich erwachenden Traumlicht blinkenden Massen der Urmeere; sieh ihr ungeheures Lieben und Hassen, den Titanenkampf ihrer Brünste, geeint doch durch das heilige Urgesetz des Rhythmus! . .

O, ich werde müd' und taunlig! — Nur die Quelle will ich noch hören, die flötende Stimme der Nähe! . .

\*

Jetzt aber will ich nichts als den jungen Baum dort sehen; mit eindringlichster Liebe sollen ihn alle

meine Sinne umfassen. Schlank hebt sich sein Stamm aus einem fleck dicht aufgeschossenen, jungen Frühlingsgrases. Seine Rinde ist glatt und tönt mit einem seidigen Grau, magisch schimmernd im Glanz des Mondes.

Rotbraune Flecken und Streifen sind dazwischen gelegt, von dem prächtigen, fatten Rotbraun duftiger Weichselrinde; frisch und strozend diese glatte Rinde von dem gährenden Fluß der Säfte. — Schlank und munter steigt der Stamm bis zur Krone, schon frei, der Stütze entbunden, die seinem jungen Wachstum Richtung gegeben. Und nun zweigt er sich, munter erlöst, gierig und ungestüm und dennoch mit einem unbewußten Prüfen seiner dunkel dämmernden Seele nach den Seiten hinauf. Art hat diese Seele, Charakter und Persönlichkeit, Sinn und Eigensinn, wie Notwendigkeit und Schönheit, Hunger, Selbstsucht und Widerstand und immanent suchende Sehnsucht heimlich leiten und bestimmen . . . Die Äste treiben Zweige, die Zweige Reiser und Reislein. Hier und Neugier in troziger Kraft sich reckend, Übergenüge des Daseins maßlos sich erzwingend, gehemmt dann von dunklem Widerstand, der erdrücken möchte, doch nichts vermag als zu bändigen, zu verfeinern und zu veredeln; und schließlich — sieh! sieh nur den Sinn dieser feinen und feinsten Reislein! — Friede und frommes Anerkennen und doch schlummernder, uner-

sättlicher Urtrieb, der an letzten notwendigen Grenzen lauert: aber doch Grenze und Gleichgewicht, Versöhnungsfuß widerstreitender Kräfte. Sieh nur, wie hold und lind diese Zweige und Reislein in den Strom der Mondlüfte verhauchen! Wie ein Kuß; wie ein Flüstern der Liebe; wie trauliche Zwiesprache! — Und sieh dieses aufglimmende, vorlugende Grün der schon gespellten Knospen. Sieh diesen köstlichen lichtgrünen flimmer, hinein in den webenden Silberduft der Nachtlüste! . . .

Das sind die Hyacinthenmelodien der Lenzmondnacht! —

---

## 5. Priemel, Aurikel und Stiefmütterchen.

Die Beete werden von Tag zu Tag bunter. In ein paar Wochen werden die Bäume blühen. Der Garten lacht in Farben. Da sind Aurikeln; da sind in ihren graugrünen runzligen Blättern die gelben Priemeln mit ihren dunkelbraunen und rötlichen Ringen; und da ist das bunteste Durcheinander der Stiefmütterchen mit ihren griesgrämig-bizarren Gesichtern und Blütenformen. Die schönen blauen und

dunkelvioletten, die schwarzbraunen mit gelben Flecken und Tupsen drin, die hellblauen mit dunkelvioletten, tieffammitene, lichtgelbe und grellgesch Eckte . . .

„Mir auch im Herzen  
Blühte vor Zeiten  
Schöner denn alle  
Blumen der Liebe  
Primula veris.“

Enau. —

Aber das giebt schon einen prächtigen Strauß, wie er auf einen ländlichen Tisch paßt; am Sonntag vormittag, wenn die Stube aufgeräumt ist und die blankgeschauerten Dielen mit frischem weißen Sand bestreut sind. Dann ist es meinerwegen Nachmittag. Besuch ist angekommen. Das Zimmer ist voll Sonne, und sie sitzen um den weißgedeckten Sofatisch herum in ihren reinlichen Sonntagskleidern. In der Mitte steht der Strauß in einer azurblauen Glasvase; die große, geblünte Familienkaffeekanne dampft ihr Aroma in die Runde. Die gläserne Zuckerschale prangt und der Sahnetopf mit seinen winzigen roten Rosen auf dem weißen Porzellangrund. Sie trinken aus Mutters besten Caffen und stippen frischgebackenen Kuchen dazu.

Es ist meinerwegen Osterfeiertag. Und meinerwegen ist Frieda eine stattliche, ausgewachsene und heiratsfähige Jungfer geworden. Sie ist verlobt und hat einen Bräutigam, einen schmucken Bauernsohn



aus dem Dorfe, der in der Stadt bei den Husaren steht, und der auf Urlaub da ist. Am Abend werden sie in den Krug zum Tanz gehen: Priemeln, Murikelfchen und Stiefmütterchen im Knopfloch.

Sie hat volle Hüften und eine runde Brust, und ein solides, ernst-ehrbares Gesicht mit roten Backen, das so allerliebste lächeln kann, mit gesenkten Augenlidern, während die Hand am Kleide zupft. Ihre Stimme ist voll geworden und tiefstönig. Sie spricht geschweigt und gesetzt, nicht viel: aber wenn sie lacht, geht einem das Herz auf. Natürlich ist sie intelligenter als er und wird ihn unter den Pantoffel bekommen.

Er hat weißblondes Haar und ein ganz dunkelbraun gebranntes Gesicht mit einem kleinen, weißen Schnurrbärtchen. Er ist schweigsam und phlegmatisch; aber es ist das Phlegma ruhender, in sich gesammelter Vollkraft. Bescheiden ist er, sehr verliebt und ein ganzer Kerl. — Wenigstens sind wir jetzt in der Stimmung, dies alles anzunehmen.

Es ist eine simple, solid ländliche Liebe; herzlich, aber ohne Überschwang und sentimentale Feinheiten. So solid wie das Festtagsgespräch um den weißgedeckten Tisch und Mutters braver Kuchen. — Zweifellos wird ein strammer Nachwuchs dabei herauskommen . . .

---

## 6. Tulpen.

Dieser ganze Winkel des Gartens ist knallrot und knallgelb von Tulpen. Aber trotzdem sie so furchtbar dumm aussehen, komme ich, weißgott wie? mit einem Mal auf Thea zurück und auf unsere — Liebe . . .

Eine dumme blunzige Blume, die ich gar nicht mag, die Tulpe: aber so ein Eindruck löst ja oft seinen Gegensatz aus. Und so bringt mich der Anblick wohl auf unser so kompliziertes Verhältnis, auf die vertraulichen Winterstunden am Kokofoamin unter Orchideen, gelben Lilien und Chrysanthenen.

Ich gedenke ihrer mit Freiheit; das alles ist jetzt nur noch ein Spiel meiner Gedanken, höchstens diese und jene erspriesslichen Facite zu ziehen. —

Und doch, ich stelle es nicht ohne Nachdenklichkeit fest: fühle ich ein unbestimmtes Bedürfnis, eine Sehnsucht, die mir meine ländlich primitive Umgebung mit einem Male wie eine Fremde erscheinen läßt, in der ich nun mal nicht völlig zu Hause bin; eine Sehnsucht, ein Bedürfnis, wie soll ich sagen? nach Komfort, nach der geistigen Equilibristik des Esprits, nach — Raffinement wohl gar? Jaja! So muß man sein Geschick erkennen! So muß man immer wieder auf seine vier Beine fallen! —

Immer wieder gerate ich auf so viele subtile Gedankengänge, so oft ich an Thea denke; jetzt noch mehr wie früher. Jetzt erst wird es mir klar und bewußt, wie reich und vielseitig unser Verkehr war, wie reich und vielseitig der Gedanken- und Empfindungsgehalt, den er mir angeregt. Alles, was damals die eine Fülle der Empfindung war, entwickelt sich jetzt, da ich, ich kann's wohl sagen, von ihr los bin; von ihr losgekommen bin in der sang- und klanglosen Weise, mit der alle solche Verhältnisse enden, so intim sie auch waren, ja vielleicht je intimer sie waren, je mehr man sich einander hingeeben und erschlossen; der übliche so triviale Abschluß, in dem wohl sogar ein ganz klein wenig Gemeinheit, Cynismus. Schrieb ich nicht vor ein paar Tagen nieder, sie sei eine Kokette?

Auf was ich also alles komme, wenn ich jetzt in dieser örtlichen und seelischen Entfernung an sie denke. Es ist vielleicht ganz gut, wenn ich mal einiges davon niederschreibe.

Ich vergegenwärtige sie mir. Zunächst: sie ist Dame, ganz Welt-dame. Sicher ist sie zehnmal so blasirt und desillusionirt als ich, der ich zum Beispiel einen Rest geradezu eingeborener Naturfrömmigkeit besitze, den keine Skepsis der Welt auszurotten vermochte und der mir eigentlich aus all meinen Defaiten immer wieder auf die Beine hilft und neue Elastizität giebt. Das kennt sie nicht; vielleicht weil sie einen allzu

klaren und feinen Verstand hat, und weil sie vielleicht auch allzu einseitig nach dieser Verstandesseite hin ausgestattet ist. — Sie hat so viel erlebt und ist nicht imstande, die Dissonanzen, die der Weltlauf in ihr Wesen gebracht, zu versöhnen. Sie ist pessimistisch, ich — will nicht ausdenken, wie sehr? — Und so wandelten sich, wenn ich so sagen soll, all ihre ethischen Qualitäten in die entsprechenden ästhetischen. Denn sie hat eben einen überaus feinen Geschmack und ein sehr diffiziles Schönheitsgefühl; und sie ist so klug. — Aber was ich so sehr an ihr bewunderte, ja: was ich anbetete, ist ihre Resoluthet, ihre nie versagende, entschiedene Aktivität, so recht die Aktivität einer verachtenden Herrennatur. Ja, das war es, was sie mich anbeten ließ; die Eigenschaft der feingebildeten Weltdame, die mit all diesen inneren Mankos kein Aufhebens macht und ihre Abgründe so graziös mit einem reichen Wissen, mit Geist, Geschmack und einem anmutigen Schönheitskult zu verhüllen weiß; deren „Humanitätsgefühl“ zum Beispiel in einer so feinen Weise auf einer nonchalanten Verachtung der Menge beruht, die man eben in jeder Hinsicht verachtet und der man, wo sie mit ihrer Not, es ist ja meist materielle, Geschrei macht, weil sie einen ennuyiert und weil sie den Schönheitsfimmel beleidigt, den Mund mit „Wohlthaten“ stopft . . . Ich bin weiter überzeugt, und dies übte auf mich eine so magische

Anziehungskraft: wo sie mit gänzlicher Hingabe liebt, und sie kann so außerordentlich, so verzehrend leidenschaftlich sein, da liebt sie wieder mit dem ganzen, ich möchte sagen\* brünstigen Elan jener feinen, intellektuellen Welt. und Lebensverachtung. Das giebt ihrer Liebe so etwas Bestrickendes . . . Ich höre nur ihr seltsames Lachen, das Lachen einer melodischen Altstimme, in dem etwas wie ein unbewußter Schmerz, und wie ein seltsam höhrendes Weinen ist, irgend ein dunkler Untergrundton, der einen zur Raserei, zur Wut treiben könnte . . . Ich glaube nicht, daß sie das Adagio der Liebe kennt, wie ich es nennen möchte, das so bezaubernd deutsch in dem Liebesmotiv im ersten Aufzug von Wagners „Walpüre“ zum Ausdruck gebracht ist, oder in den Brautnachtsgefängen des „Lohengrin“. Sie ist eine feine, aber keine glückliche Natur . . .

Sagt' ich nun, sie sei kokett? — Ach pardon, Thea! — Ich glaube, da hab' ich doch wohl eine rechte Dummheit hingeschrieben. Für mich indessen mochte sie ganz heilsam und praktisch sein.

Ich möchte sie wohl als Mutter kennen lernen. — Nun, sicher wird sie aus ihrem Jungen einen Kerl machen, der in die Welt paßt; einen Weltmann, skeptisch, selbstbewußt, honett und kühl und geschmeidig wie eine Toledoklinge . . .

\*

Was mir noch an ihr so interessant war, was mir so oft Anlaß, ich möchte direkt sagen, zu psychophysiologischen physiognomischen Betrachtungen gab, das war eine gewisse Einfachheit ihres Wesens. Schon äußerlich: Sie trug keinen Schmuck als eine kleine, einfache Brosche, an die sich ja wohl eine persönliche Erinnerung knüpfte. Sie liebte in ihrer Kleidung nur ein paar wenige Farben, und war hierin sehr konservativ. Ihre Sprechweise hatte bei aller Differenziertheit ihres Wesens etwas sehr Schlichtes, Zwangloses, und hin und wieder etwas parodistisch Populäres. — Nun, dies alles und ähnliche Eigenschaften mögen für den letzten Firniß einer Dame von Welt gelten: aber dennoch knüpften sich mir grade daran recht interessante Betrachtungen, die sich übrigens noch in einer ganz besonderen Weise durch einige andere unwillkürlichere Eigenschaften als die genannten, gestützt fühlten . . .

Ich erinnere mich hier an diese und jene ihrer Gesten und an ihre Gangart, die mir durch eine gewisse feine, innere Unrast ihres Wesens bedingt zu sein schien, durch eine intellektuelle Nervosität, die aber auch mit gewissen tieferen und physiologischen Rasseigenschaften in enger Verbindung zu stehen schien und die, wunderbarlich genug, diesen Gesten und dieser Gangart etwas Primitives, geradezu frappant Bäuerlich-Primitives gaben, das dennoch so edel ist.

Bauerfrauen, die Kasse haben und die an grobe Arbeit gewöhnt sind, haben diese Gesten und diese Gangart. Nun ja: ich meine, wie wunderbar feinste Kultur und Bildung sich wieder primitiveren Kulturzuständen nähern. — Es gab ihr oft direkt etwas Männliches und Selbständiges, dessen Eindruck noch verstärkt wurde, wenn ihre Stimme im Affekt plötzlich eine tiefere und vollere Klangfarbe annahm.

Da fällt mir ein, was ließe sich wohl zu unserer heutigen frauenemanzipatorischen Bewegung im kurzen sagen. — Die Frau muß sich in diesen modernen Zeitläuften dem Berufe anpassen, Mutter eines neuen Menschen zu werden; Nietzsche würde sagen: Mutter des Übermenschen zu werden.

Lieber Gott, aber da komme ich mit einem Male auf Mynheer und Mefrouw! Wohl über meine Tulpen! —

Ich sehe die Beiden; rund, rot, fromm, praktisch, sauber, behaglich und rangiert; und so außerordentlich vernünftig.

Was für ein paar wohlthüende Geschöpfe! — Vielleicht vorbildlicher als alle Neu- und Übermenschen der Welt! . . .

## 8. Veilchen.

Die wilden Dithyramben des ersten Frühjahrs sind verbraust. Die heroischen Fugen des großen Orchesters wichen dem idyllischen Getöse flötender Liebesklänge und sonnig träumender, linder Elegie; und in stillen Mittags- und Abendstunden, begnadeten Stunden holder Lenzträumereien, hörst du aus den inneren Heimlichkeiten der Natur das Lied der Genüge, das der große Pan seiner Feldflöte entlockt. Die Posaune und Orgelfuge ist abgelöst durch Flöte und Schalmeie; kinderäugig mit silbernem Lachen schweben ihre lieben Melodien durch Feld, Wiese und Wald, wie gute, unschuldige Geister; oder entfalten sich zu der milderen Feierlichkeit einer helltönigen, flurweiten Pastorale in Schilf und Rohr, in Gras und Gezweig, in waldigem Thalgrund und blauender Äthertiefe.

Ich streife mit Frieda durch den Wald, die ersten Veilchen zu suchen; so glücklich himmelweit von allen Reflexionen und — Betrachtungen ab. — Denn ich will nichts, nichts als den jungen Lenzwald; ich will nichts sein als die Resonanz seiner hundert und hundert sonnigen Eindrücke.

Auf einem Pfad so mäandrisch-mutwillig wie



unsere Laune, schlendern wir durch das erwachende Grün der Wiese dem Walde zu, dem Walde.

Noch singt die Natur das Lied der Luft und der ersten erwachenden Farben; ihr erstes zart-helles Kinderlied; das noch mit so köstlicher Unbeholfenheit stammelt, wie alles in diesen Tagen der jungen Gnade; wie die dicken, wasserstrotzenden Stengel, Blätter und Blüten der ersten Frühjahrsblumen, wie der fürwitz der fecken, frischen Grasspitzen auf Wiesen und an Wegrändern, wie die Triebe und Schößlinge an Busch und Baum, wie die dicken Knospen mit ihrem klebrigen Glanz und das erste hervorbrechende Gefrissel des werdenden Blattwerkes, wie das Geriesel und Geplätscher der gleitenden Gewässer, wie der Übermut der jungen, huschenden Sonnenlichter und wie das Springen der milden Winde. So liebtäppisch tastend und doch mit dem weltweiten Wiederhall eines Eehens, das hineinbebt in alle fernen, von dem die Himmelstiefen in einem lichterem Blau vibrieren . . .

Es ist so schön, daß die weiten lichten Räume zwischen Busch und Baum noch nicht ausgefüllt sind vom sommerlich entfalteten Blattwerk, und daß die frischen fernen überall Spielraum haben, hineinzulugen: von oben, von den herrlich geweiteten Hintergründen und allen Seiten; erfüllt von dem ätherischen Wasserdunst, der das lieblich treibende Nährelement der jungen Welt und ihrer Millionen Neugebilde

und der mit holdem Widerstand die jugendliche Kraft der Sonne zu hundert lachenden Farbenspielen verweilen läßt.

Wir wandern auf das Gebüsch zu; Haselgebüsch und buschig aufgeschossene Wildlinge von Eichen und Buchen, lang am Waldsaum hin. Die Rinde eines jeden Astes, Zweiges und Reisleins übt die gesunde Kraft ihrer aufgefrischten Tönung; noch wirkt sie, ungehemmt vom Laub, hinüber und herüber durch lustigluftige Zwischenräume und webt ihre lachenden Farbenschleier; die wässrig blauen, wie ein lichter Duft von Opal, die violetten, die lilafarbenen, bräunlich-röthlichen; und dazwischen das schier elektrische Grün der brechenden Knospen, das noch erst ganz spärlich ist, wie die Ansätze einer Flechte. Und alle diese linden, fröhlichen Duftspiele der Farbe hauchen über dem Grunde des jauchzenden Grün, eines Grün, das förmlich in die Augen sticht und das mit Milliarden steifer Spitzen vom wassergetränkten Waldboden aufstrebt.

Über dies Unterholz hebt sich der Wald. Da ragen die alten Eichen und Buchen, und zwischen und unter ihnen der junge Nachwuchs. Es ist so viel starkes und herzhaftes Pathos darin, wie all diese gewaltigen Säulen aufragen mit den Wölbungen ihrer riesigen Kronen. Aber ganz ruhen sie im holden, lichtarten Schmeicheln all der Farbendüfte, die ihr mächtiges Gitterwerk durchspielen.

Reise schauert, lacht und neckt in der Einsamkeit das Spiel der sonnigen Winde in all diesen zartfarbenen Räumen; und selbst die Schauer ihrer Tiefen und Hintergründe hellen sich zu einem Blau, das förmlich etwas Leuchtendes hat. Mit grünen, silbergrauen und bräunlichen Plätschönen lacht es von den alten Stämmen herüber, zwischen deren Kronen das Lied der Meisen und Finken erwacht, zwischen denen das ermunterte Krächzen der Krähen weithin verhallt.

\*

Die Veilchen! Die Veilchen! — Wir durchstöbern und entdecken die ersten holden Geheimnisse der erwachenden Graswelt und verlieren uns in die Wunder ihres Kleinlebens.

Am Waldsaum hin schlendern wir verweilend und suchen Veilchen. Hier wachsen die echten, die dunkelvioletten mit ihren süßesten Düften. Drin im Walde giebt es auch welche; aber die sind blaß und duften nicht und werden Hundsveilchen genannt.

Es giebt ein Gelächter, wenn man sich, durch die Ähnlichkeit der Blattform genarrt, zu einem breiten Fleck von Ranunkelstäudchen beiseit locken läßt. Aber die Ranunkelblättchen sind heller und anders gerippt und gezackt als die Veilchenblättchen. Wir jubeln beide um die Wette, wenn wir einen besonders

reichen Fund gethan haben, und wenn es zwischen den frischen Gräsern, die dünn wie unzählige grüne Lichtspitzen aus dem grauen und bräunlichen Waldboden hervordringen, in blauen Büscheln und Flecken nur so zu uns herauflacht. Die reichste Beute machen wir in kleinen Bodensenkungen und Mulden, die das Tauwasser recht reichlich hat durchtränken können, oder im Schutze des Buschwerkes, wo sie aus blauen und violetten Schatten hervorlugen; und ihr Geruch mischt sich so wundersam mit dem herzhaften Duft der Walderde, des welken, von Feuchtigkeit durchdrungenen Laubes.

Und dann mit rundem Rücken und schmerzenden Knien an einer sonnigen Stelle ins Gras zu sinken und um sich zu blicken in die Unendlichkeit der kleinen Waldbodenwelt hinein.

Luft und Feuchte knistern zu hören zwischen den Laubschichten und dies feine Gären, das wie ein treibendes quillendes Lebensblut ist, in dem man den belebten Kreislauf der erwachenden Säfte zu spüren meint! All die Formen und Farben des Laubes zu sehen! — Die oberste Schicht, von der Sonne getrocknet, zeigt ein zartfahles Grau, mit den vielen Poren und Gebilden der gedörrten Zellen, mit dem wundersamen filigran all der Rippen und Ripplein. Wenn man aber ein Reislein nimmt und in die Tiefen der Schicht hineinwühlt, daß es einen

ordentlich mit einem warmen Duft entgegenqualmt, dann kommen allerlei satte, chamoisgelbe, bernsteinfarbene und Töne in allen denkbaren Schattierungen von Braun zum Tageslicht; und in diesen warmfeuchten Schlupfwinkeln glänzt es von winzigen Larven und Käfern, von den elfenbeinweißen weichen Leibern kleiner Raupen und Kerbtiere. Da kann man kleine, winzig kleine Schneckengehäuse entdecken und poröse Erdklümpchen von einem tiefen Kaffeebraun; da ist ein Gewirr hellrotbrauner, sammtiger Moosfasern; da giebt es kleine Reiser, manche zu einer köstlichen Safranfarbe ausgelaugt und wieder andere mit vielen erhabenen Pünktchen besetzt, von winzigen korallenroten Schwämmchen. Da giebt es weiche, flockige Moosgebilde, kurz, kraus und mollig, leuchtend von einem satten Lichtgrün und aus ihnen herauf zahllose feine Spitzen mit zierlichen, braunen Köpfchen; oder Moos in langen gekerbten Locken, unendlich weich und warmdunstig. Da ist die wunderliche Farbenwelt der Flechten, an alten abgebrochenen, morschen Reisern, Zweigen und Astknüppeln oder an buntem Quarz, an Kieseln und Granitstücken. Wills das Glück, so findet sich wohl auch ein Stück Katzen Silber. — Da haspelt durch das warme Braun wohl auch ein aufgeschreckter, metallblauer Mistkäfer mit seinem dicken, runden Leib. Ach, und da ist gar die erstarrte Leiche eines Schröters mit seinem so

interessanten Geweih! — Und wehendes Rothbraun verdorrtter Farrenwedel, Bucheckern, Eicheln und zierliche Eichelnäpfchen, und was alles noch für Karitäten . . .

Und über einem die blaulachende, linde Luft mit mutwilligen Windstößen, die in Büschen flüstern, die Grasspitzen biegen und die schwanken Reiser mit ihrem ersten schimmernden Grün wie Fahnen schwenken. — Und der große, feierliche, doch leise Akkord, der dunkle Tiefston der raunenden Wipfel, mit dem Zirpen der Meisen dazwischen und dem kurzen Triller der Finken, der sich nicht genug thun kann. —

Im Rausch der süßen Veilchendüfte sinn' ich dem Rätselwunder nach, wie die Luft in der Welt immer wieder neu werden kann, wie immer wieder und wieder die köstliche Thorheit der Säfte treiben und gestalten kann . . .

Millionenmal ist in der Welt im Kreislauf der Erkenntnisse die letzte Einsicht und — Resignation errungen; und das müde Leben hat sich nach Tod und Nichtsein gesehnt: doch immer wieder neu gebiert sich die Unerfättlichkeit der Luft und des Zeugungsrausches. Wie sind die Wunder seiner Wonnen zu erschöpfen.

Es giebt im ewigen Bezirk dieser Empfindungen einen Punkt und einen Übergang; er lebt in der Tiefe des Lenzgeföhles, das uns jedes Jahr über-

kommt; der wie ein Widerstreben gegen den Mechanismus von Lust und Willen, ein Widerstreben gehnter Desillusion, das sich dann mit dem Seufzen der Resignation, dennoch verfhrt zu sein vom dunklen Trieb eigener Unerflichkeit, hingiebt. Und dieser halbbewusste Moment, wo alle Weisheit der ewig notwendigen Verfhung erliegt, ist vielleicht der sueste Moment aller Lustempfindung und eine unaussprechlich intensive Wollust.

„Lenzgebot, du suse Not!“ . . .

---

## 8. Die Anemonen.

Wir haben sonniges Wetter mit einem Wind, der fast Sturm ist. Die Waldgrnde brausen und dröhnen von der Macht der sonnigen Lufte. Es ist so recht ein Sonnensturm, der einem eine ganz besondere wildfröhliche Stimmung giebt, die sehr angenehm ist. —

Ich bin allein, mitten in dieser tiefen dröhnenden Einsamkeit des Waldes. Ich habe da auf einer kleinen Lichtung einen dunkelgrünen Tümpel entdeckt. Seine Ränder sind sanft geschwellt, und die Bschungen

dieser kleinen Hügel sind gegen das Wasser zu ganz weiß und lila von zahllosen Anemonen.

Auf einem Baumstumpf sitz' ich mitten in dem donnernden Brausen der Waldung, von dem huschenden Spiel der Sonnenlichter und Schatten umgeben, die in der Einsamkeit ein beinahe gespenstiges, aber nicht unangenehmes Leben haben.

Der Spiegel des Tümpels kräuselt in glänzenden, dunkelbraunen und smaragdgrünen Lichtern, in denen hier und da ein goldig bernsteingelber Glanz aufschimmert, wenn der Sonnenschein wieder die Oberhand bekommt. Trockenes Schilfgras raschelt an seinen Rändern, und in der Mitte schaukeln die breiten Blätter von Teichrosen.

Aber was es mir anthut, das sind die breiten Flecken der Anemonen.

Ich betrachte sie in Feststimmung, denn heute ist zu allem der erste Ostertag. Und ich gebe mich einer Erinnerung von heute morgen hin.

Da ich versprochen hatte, bis zum Braunsborn, wo sie das Osterwasser schöpfen wollten, kein Wort über die Lippen zu bringen, — das darf man nämlich nicht, weil das Wasser sonst seine zaubermächtige Wirkung verlieren würde — hatte ich mich mit den Jungfern, die bereits lange vor Sonnenaufgang bereit waren, anschließen dürfen, zu ihrem frühen Morgen-spaziergang.



Was es nun mit dem Wasser auch immer für eine Bewandtnis haben mag — es soll unter anderem wie Wein schmecken — auf eins freute ich mich: die Sonne tanzen zu sehen. — Denn sie würde heute tanzen.

Wir gingen durch den Garten: die Lisbeth, Nachbars Auguste, die kleine Frieda und ich. Die Mädchen trugen ihre Wasserkrüge. Sie waren so still wie die Kirchenmäuse. Nur ihre Augen blitzten vor Erwartung, denn sie waren zu allem neugierig auf das Heiratsorakel. Ob es ein Müller, Schlosser, Schuster oder Schneider, Tischler oder was für einer sein würde, dem sie nachher zuerst begegneten. Denn einen solchen bekommen sie dann später einmal zum Mann. Ich vermute, am liebsten könnte es der Jägersbursch aus dem Wolfsbruch sein.

Das Zwielihtdämmern im Garten! Mit diesem erwachenden Himmelsblau! — Die Spatzen piepsen schon unter den Dachrinnen; und die Stare und Drosseln sind auch schon wieder munter. Sonst aber ist alles kirchenstill. — Über dem Buchsbaum und zwischen dem krissligen Grün der Stachelbeerbüsche ist so ein leiser, ganz leiser, feiner Schimmer. Und die gelben, weißen und lichtvioletten Crocus schießen wie Lichtflämmchen aus dem braunen Beet; und die Hyacinthen. —

Behutsam öffneten wir die alte grüne Thür und traten durch die Lehmmauer, die vor all den Himbeer-

büschchen kaum zu sehen, hinaus auf die Gasse. Mit verhaltenem Atem lugten die Mädchen nach beiden Seiten. Aber noch niemand ist zu sehen.

Durch das Morgenzwielicht gings die Gasse hinab, dem Buchengrund entgegen.

Ah, die Stille!

Das leise erwachende Morgenkonzert der Vögel.

Eine Pflugschar schimmert. Die Häuserchen erwachen mit ihrer grellbunten Tünche im ungewissen, schläfrigen Morgengrauen. Die Grasbüschel an den Gartenmauern und Hauswänden hin blinken von Tautropfen.

Der Bäckerfornstein qualmt wie nicht gescheit, und aus der offenen Haushür kommt so ein angenehm warmer Duft von frischgebackenem Kuchen. Der Geselle steht, die nackten mehlbestaubten Arme halb unter dem Schürzenlaß verborgen, breitbeinig in der Thür, die bloßen Füße in den Stiefellatschen und pfeift sich ein Liedchen mit den Späßen und finfen um die Wette.

Der — Erste! — —

Die Mädchen wurden rot und sahen bei Seite.

Gottlieb, der wußte, wo's hinaus sollte, rief ihnen zu und suchte sie zum Sprechen zu bringen; aber sie blieben standhaft.

Aus der Gasse traten wir in's freie. Wir tauchten in das Dunkel der Buchen.

Die grauen glatten Stämme mit ihrem Moosgrün, die Kätzchen und die sich entfaltenden jungen Blätter, der braunviolette Boden haben ein erstes, leises Licht. Es raunt in den Kronen, und unten aus dem Grund herauf rauscht und trommelt der Bach. Die lichtgrünen Fächer des Geästes spreizen sich. Die Meisen zwitschern. Die Holztauben gurren.

Deutscher Laubwald! . . .

Nun müßte der Jägerbursch kommen. Hier die lange Schneuse her, die von Tau blinkt; zwischen den gelben Holzstößen her; mit seinem blonden Schnurrbart, in seinem graugrünen Rock, die Tasche um und die flinte über die Schulter gehängt.

Nein! Keine Menschenseele! Alles ist toteinsam.

Nun sind wir unten im Grund. — Wie die mächtigen Stämme von beiden Seiten niedersteigen! Und wie sich rechts und links alles zusammenwirrt im graublauen Morgendunst!

Der Bach: licht und klar wie Rheinwein über die runden Kiesel, mit weißem Schaum um den schwarzen Block herum.

Jetzt gings über die Knüppelbrücke; und hier war der Born.

Die Mädchen hielten ihre Krüge unter den silberweißen kühlen Strahl.

Diese Stille! Diese tiefe, atemlose Stille!

Die lieben dummen alten Sagen! . . .

Ostara, die Frühlingsgöttin! — Das Ostermärchen, das von der Dorffanzel herab verkündet wird, weil doch der alte Heidentempel in allem Christentum auch sein Recht haben will und muß! Das Ostergelächter und die Freudenfeuer auf den Bergen! Die Winterpuppe, die man unter Tanz und Spiel zu Tode befördert! — Und die bunten Ostereier! — Und das Wasser, das ein Heilmittel sein soll gegen allerlei Gebrechen an Mensch und Tier! . . .

Ich lachte mir ein eigenes heimliches „Ostergelächter“ und bog von meinen drei Jungfern weg in den Weg ein, der mich hierher zu meinen Anemonenhügeln führt.

Sieh, aus den blauen Nächten der Gründe schreitet das Einhorn, und eine Jungfrau sitzt darauf, schön und schimmernd wie ein Eichtnebel und hat eine Krone auf mit einem goldenen Schein und hat zwei tiefe, lachende Augen. Das ist die alte ewig junge Göttin Ostara. Und um sie geht ein Raunen und Wispern wie frischer Morgenwind vor Sonnenaufgang und spricht ein schönes, tiefes Wort, spricht das schöne, tiefe Wort, daß in der einen Wahrheit, die ihr liches Evangelium von jedem Zweig kündet, alle anderen beschlossen sind und alle, alle der eine und gleiche Märchentraum, und alles ein Märchen.

Die stolzesten Wahrheiten, die sich je gebrüftet: ein Märchen. Alles ist ein Traum, ein Märchen.

Wie wären sonst die Wahrheiten der tiefsten, dunkelsten, wildesten Abgründe zu ertragen?

Die schönsten Märchen, die nur je ein Menschenherz getröstet und erhoben, in ihren verwegensten blühendsten Träumen Wahrheiten: was wäre sonst ihre erlösende Gewalt? — Und der Frühling und die Sonne ein goldener Traum der dunklen Welt! . . .

---

## 9. Gänseblümchen.

Am südlichen Parkrande ist ein freier Hügel, der das ganze weite Wiesengelände beherrscht. Vom Park aus steigen weiße Birken hinan. Fünf stehen auf seinem Gipfel und staunen in das Land hinein, das in der Sonne flimmert, und nicken und winken mit den lichtgrünen Fahnen ihrer Zweige.

Ich sitze mit Frieda im frischen Gras. Es giebt hier reichlich so viel Gänseblümchen wie Gras. Sie breiten sich in großen Flecken über die ganze Kuppe des Hügel, als wäre ein leichter Schnee gefallen und als läge auf diesem Schnee ein leiser Schimmer der entfachten Morgenröte; denn es sind auch sehr viele rote dazwischen.

Frieda sitzt mit aufrechtem Nacken in ihrem blauen Kattunkleid und windet mit liebevollster Sorgfalt einen dicken Kranz von weißen und roten Gänseblümchen zusammen. Ich liege lang, die Hände unterm Genick und vergnüge mich ihr zuzusehen und sie zu betrachten.

Sie sitzt ganz in der Sonne. Der leise Wind kräuselt auf ihrem haselnußrunden Blondkopf vom glatten Scheitel kleine feine Härchen auf, die im reinsten Goldglanz schimmern, und er spielt mit ihren Stirnlöchchen, und weht sie von den Schläfen mit blinkenden, vibrierenden Bewegungen nach vorn. Sie lächelt mit halbgeöffnetem Munde, entweder weil sie meine Aufmerksamkeit fühlt, oder in Folge der gespannten Sorgfalt, die sie ihrem zierlichen Werke zuwendet, oder aus beiden Gründen. Ihre Haltung hat etwas Gerades und Unbewegliches. Auch der Oberarm, der bis zum Ellbogen am Körper liegt, ist ruhig. Nur die Handgelenke und Finger drehen und biegen sich in flinken, zierlichen Wendungen. Sie hat wie immer ihre schwarze Schürze vorgebunden, eine Art Noiréeschürze mit einer Falbel. In ihrem Bausch schimmern die weißen und roten Blumensternchen und zerpfückte grüne Blättchen.

Mit einem Male frag' ich sie, ob sie sich von mir heiraten lassen will. Weil ich mir schon im Voraus vorstellte, wie sie sich auf diese Frage hin be-

nehmen würde und weil ich mich schon im voraus darauf freute.

Sie sieht mich mit einem großen wunderbar dunnen Blick an und lächelt.

Ich wiederholte meine Frage.

Sie wird ganz rot, biegt das Gesicht auf ihre Gänseblümchen herab und lacht und kichert, so herzlich, daß ihr die kleinen Brüste schüttern. Es nimmt sich aus wie Koketterie. Es liegt besonders in der Biegung ihres schlanken, braunen Halses, auf dessen Rückseite ein allerliebster Flaum weißer Härchen blinkt. Aber es ist nichts weniger als Koketterie. Es ist nichts als eine frische, naive und zugleich belustigte Verlegenheit, weil sie mich nicht im geringsten verstanden hat.

Diesen Ausdruck hatte ich erwartet und er thut mir wunderbar wohl.

Natürlich sprechen wir dann von etwas Anderem.

Und dann sind wir wieder still. Und dann singen wir zusammen ein Lied. Und dann plaudert sie. Und wieder sind wir still. Nur der laue Wind flüstert in den Birken und macht ihre Löckchen zittern.

Ich aber mache mir so allerlei stille lustige Gedanken über angeborene Koketterie und die süßeren Unwillkürlichkeiten der Weibesnatur; und summe vor mich hin und lächle . . .

\*

Jetzt aber sinne ich zum Zeitvertreib an meiner kleinen Jungfer vorbei über die Liebe nach.

Sie ist in der grünen Unschuld ihrer Anfänge eine so liebe, holde Sache. Und doch schon in ihrer ersten, unbewußt treibenden Empfindung so viel Ernst! — Sieh, wie die Allwalterin mit allem Getriebe ihrer dunklen Kräfte als ein Zwiespalt sich selbst naht in Männchen und Weibchen, sich gewahrt als ein dunkles Problem, sich zu ertasten sucht, sich respektiert; und wie eine immanente Sehnsucht diese Zwiespaltenheit auszugleichen und zu einen trachtet! — Gewahre dies selbst im naivsten, ursprünglichsten Liebespiel zweier blutjungen Leute. Ja, und gerade hier ist dies vielleicht am interessantesten; interessanter als in allen späteren Kämpfen erregter, trüberer Leidenschaftlichkeit, in die Tod und Vernichtung ihre Schatten werfen; ja, wo Liebe in ihre negative Energie, in Haß umschlagen kann; oft je stärker sie ist und je drängender der Sturm ihrer Sehnsucht. — Und wie dieser Sehnsuchtstrieb hier wie da nach Ausgleich und seiner Vernichtung drängt! . . .

Natürlich kommt mir, angeregt von diesem lachenden Lenzvormittag, die lichte, liebe und doch so tiefe Weise des Liebesduettes zwischen Papageno und Papagena in den Sinn:

„Mann und Weib und Weib und Mann  
Reichen an die Gottheit an.“



Alle Nacht und alles Licht der Welt sich selbst offenbar in diesem Kampf der Geschlechter, in dieser drängenden Sehnsucht nach Ausgleich und Einheit, aus deren urningender Resignation doch gerade auch wieder all ihre Wonnen, freilich oft, ach! so schmerzlichen, trüben, dunklen Wonnen sich gebären . . .

Aber da seh' ich die kleine Jungfer Frieda an und muß doch so recht von Herzen lachen.

Sie hat ihren Gänseblumentranz fertig, setzt ihn sich auf ihren Blondkopf und strahlt vor Entzücken.

Und mit wie allerliebster Koketterie sie mich wieder anblickt! . . .

---

## 10. Butterblumen.

Das Wiesengelände ist gelb von unzähligen Butterblumen.

Ich liege zwischen ihnen, umsurrt von den ersten Insekten, umspielt von den ersten Faltern, Kohlweißlingen, gelben Citronenvögeln und kleinen blaugrauen und lichtbraunen Motten. Die Kibitze schreien und die Elstern schwatzen; und ich liege in einem weißen, flirrenden Sonnendunst unter einem Himmel, dessen

Blau einem die Augen blendet; liege und blicke in die südlichen fernen hinein, wo sich lustige, weiße Schäfchenwölkchen über den Äther hinflocken.

Das Schicksal der Sehnsucht! — Ich bin meines Frühjahridylls müde und habe schon wieder Reise-lust; dem Süden zu, noch weiter dem Süden zu.

Die duftigen Wiesenfernen mit ihren Wasserblitzen locken und wecken Sehnsucht.

Schicksal! Schicksal!

Über ein paar Tage will ich doch noch hier umherbummeln, die weißen Störche durch das Grün stelzen und die bunten Rinder weiden sehen. Wenn die erste Rosenknospe springt, dann will ich den Wanderstab weiter setzen . . .

\*

„Über die ewigen sieben Berge send' ich dir meine Lieder. Man singt nicht, wenn man besitzt; doch nun du so fern bist, ist meine Sehnsucht beredt geworden. Und auch dies ist Gnade, daß die Abgeschiedenheit dieser Ferne mich fühlen läßt, wie ich dir verbunden bin, und daß du die Einzige bist.

Doch sag' ich nicht, daß du nicht bei mir wärest.

Du bist da; und diese Sprache meines Blutes und meiner Sehnsucht ist eine dunkeltiefe Seligkeit und Erfüllung deiner mystisch-holden Nähe.

Trunken, glühend von Liebe und Liedern taumeln wir lachend durch diese Frühlingspracht, du und ich, geeint, wie wir so selten geeint sind.

Denn sieh! hier ist jetzt nicht Kampf und Trübung der Nähe: hier ist ein lachender Besitz und eine Einheit. Wie weiße Sommerwolken zieht die Sehnsucht durch die blauen Tiefen, süße, eilende Schatten werfend über sonnige Traumwiesen, bald entschwindene Schatten.

Wacht, du verstehst mich?"

Ertappt' ich mich da über dieser Lyrik. Ich dachte an Thea. Aber wie wunderbar! Rätsel unseres Herzens! Ich meinte eigentlich nicht sie; ich bin ja nun frei von ihr. Es ist — wie soll ich sagen? — Es ist ihr Milieu; nicht ihre Person mehr, aber ihres- und meinesgleichen. Habe ich sie also etwa noch immer zu fliehen?

Jedenfalls, nein: diese Bukolik hier ist nichts mehr für mich.

Weiter! Weiter! . . .

## II. Die Rose.

Die Gärten wölbten sich in weißen Blüten und die ersten Rosen waren aufgebrochen. Rot entfaltet ist die Sehnsucht und treibt neuen Schicksalen entgegen. Ich habe Abschied genommen und schreibe diese Zeilen bereits in einem südtiroler Hotel.

Eins aber will ich nie vergessen und will es als ein liebes Kleinod in der Erinnerung bewahren: die klare, stumme Thräne, die mir meine kleine Gesellschafterin nachweinte, die reine Thräne ihrer kindlichen Neigung, die mich so rührte und mich zugleich auch so — stolz machte . . .

Also der Süden soll's sein, und dann: nun dann wieder die — Stadt . . .

---

**Berechtigkeit.**

Seit einem Monat war der ehemalige Fuhrherr Gotfried Ebelt arbeitslos. Die Schuld lag wohl zum größten Teil an ihm selbst. Denn er wollte auch gar nicht mehr arbeiten. Im Anfang hatte er zwar noch hier und da eine Gelegenheitsbeschäftigung angenommen; aber dann hatten ihn seine Gedanken überwältigt und er war in eine vollständige Apathie geraten.

Im März hatte er nämlich seine Frau verloren. Und das war's, was ihm eigentlich den Rest gegeben; das hatte noch zu allem übrigen gefehlt.

Wenn man irgend jemand einen Pechvogel nennen konnte, so ihn.

Von seinem Vater hatte er draußen im Norden der Stadt, gegen Pankow hin, ein hübsches schuldenfreies Häuschen und Anwesen geerbt, eine kleine Fuhrwirtschaft, die in bester Ordnung ihren Mann gut und sicher ernährte. Er hatte ein armes, aber fleißiges, wirtschaftliches und verständiges Mädchen geheiratet. Im Anfang war alles auf das beste gegangen. Seine Frau hatte ihm nach und nach

sechs muntre, gesunde Kinder geboren; es war eine Zeit, wo viel gebaut wurde; er stand mit den Bauherren in guter Verbindung und verdiente ein schönes Stück Geld.

Dann aber waren schlechte Zeiten gekommen, die sein Geschäft in Rückstand brachten. Und nicht genug damit: ihm starben im Zeitraum von ein paar Jahren seine Kinder weg, in einem Alter, wo er an ihnen erst so recht seine Freude hatte und sie ihn, an Leib und Seele gut geraten, mit den besten Hoffnungen erfüllten; seine Frau verfiel in ein schleichendes Siechtum, er hatte Verlust an Vieh und Gerät, Pferde stürzten und krepirten ihm und wie man so sagt: eins kam zum andern.

Schlag für Schlag war das Unglück über ihn hereingebrochen. Eine Schuld nach der andern war er genötigt gewesen auf sein kleines Anwesen zu häufen und so unverzagten Mutes er auch immer wieder in die Höhe gestrebt: der Stein war im Rollen, er vermochte sich nicht mehr zu halten, es ging mit ihm zu Ende. Sein Häuschen und seine Wirtschaft wurden ihm genommen. Als ein alternder Mann sah er sich noch genötigt, den Tagelöhner zu spielen. Da war ihm nun auch noch seine Frau gestorben — und nun war's vorbei. — Er geriet in Gedanken und Grübeleien, vernachlässigte seine Arbeit, so daß er schließlich nicht mal mehr das bißchen Mietzins

für das armselige Hofloch hatte aufbringen können, in dem er die letzten Jahre mit seinem kranken Weibe gehaust. Der Wirt hatte ihn vor die Thür gesetzt, und nun lag er auf der Straße . . .

Zwei Tage und eine Nacht hatte er sich bereits obdachlos in allen Stadtvierteln Berlins umhergetrieben. Es ging in die zweite Nacht.

Das Zentrum Berlins an einem schönen lauen Frühlingsabend.

Ebelt, der vom Norden her die Chausseestraße herabkam, mit der Absicht, sich in den Tiergarten zu begeben und dort einen geeigneten Fleck zum Übernachten aufzusuchen, schob sich langsam mit wankenden Knien an den Schaufenstern hin, die Friedrichstraße hinauf.

Er war schon sehr heruntergekommen. Sein Gesicht war gelblich und fahl, seine abgetragene alte Kleidung verschmutzt von der Nachtruhe im Freien; wirr starrte ihm der in der letzten Zeit ergraute Bart, und seine Augen lagen tief. Stumpf und müde schleppte er sich vorwärts, in der lastenden, trüben Teilnahmslosigkeit, die ihn seit dem Tode seiner Frau überwältigt hatte; in der unbestimmten, gleichmütigen Erwartung, wie ihn sein Schicksal zu Ende bringen wollte.

Um ihn brauste und rauschte der bunte, klare Frühlingsabend des Berliner Zentrums. In der



fülle von Pracht und Lebensüberfluß, in dem lebendigen großen Rauschen und Treiben dieses Verkehrs überkam ihn etwas wie Scham und Bedrücktheit, eine scheue, sich in sich selbst hineinduckende Verlegenheit und ein instinktiver Respekt; und was in ihm Halb- bauer war, da draußen vom nördlichen Weichbild der Stadt, wo sie sich in's Dorf hineinverliert, geriet in ein unwillkürliches, halb unbewußtes Schauen und Staunen. Die bunten Herrlichkeiten der Schaufenster, der Duft der Parfüms und der feinen Tabake, der von den Vorübergehenden ausging, die gleißenden frühjahrstoiletten der Weiber, das Hin und Her der Wagen: dies alles brachte ihn in einen dumpfen Rausch und Taumel.

Schließlich fühlte er sich verwirrt und betäubt wie ein verlaufenes Tier.

Da er ausgehungert war, befiel ihn ein Schwindel, daß er sich ab und zu gegen eine Hauswand lehnen mußte.

Er bog in die Linden ein, wo er sich freier fühlte, überschritt den Fahrdamm und schleppte sich im Schatten der Promenade dem Brandenburger Thore zu.

Das Geästel der Baumkronen, die im Schmuck ihres ersten grünen Schimmers prangten, erhöhte die frischen Töne des Sonnenunterganges, der sich von den tieferen Gluten über dem Brandenburger Thor in lustigen Farbenspielen weit über den klaren Himmel

dehnte und die Zinnen der Bauten mit einem zarten Rosa überkleidete.

Das schöne große Bild, die lind-liebliche Abendluft, das Spiel der Kinder um die Bänke herum: das alles weckte ihn ein wenig aus seiner wirren Dumpfheit. Der Verkehr auf dem Reitweg fing an, ihn zu interessieren. Er ließ sich auf einer Bank nieder und betrachtete das Hin und Her der Reiter. Militärs in blißendem Uniformschmuck, Civilisten in eleganten Reitkostümen, Reitknechte in schmucken Livreen, Damen in knappen Reitgewändern kamen vorüber, und als ein Mensch, der sein Lebtag mit Pferden zu thun gehabt, spürte er so etwas wie eine leise Freude über die wohlgenährten Tiere, die in der blauen Dämmerung der alten Bäume an ihm vorüberglitten: ein lebendigeres Gefühl, eine Freude, die ihm wohlthat, die sein müdes, gutmütiges und schweigsames Gesicht mit einem milden Nachdenken verklärte, mit unbestimmten Erinnerungen an vergangene Zeiten.

Allein und abgesondert, mit den Armen müd über die Lehne hängend, den Kopf mit der verschossenen, zerknüllten Mütze vornüber gebeugt, den struppigen Bart auf den Rockärmeln: so hockte er auf dem äußersten Ende der Bank. Die übrigen Spaziergänger, die sich hier zur Raft niedergelassen, waren von dem schmutzigen alten Stromer fortgerückt.

Bis in die Dunkelheit hockte er so. Die Reihen

der Gaslaternen drüben auf den Trottoirs fingen an aufzuflammen. Weit hinten aus den hellvioletten Dünsten der dämmernden Straße begannen sie sich zu entzünden; immer näher wuchs die fröhlich glitzernde Lichtreihe heran; und oben, mitten zwischen den dunklen Massen der Baumkronen, blitzten die großen, weißen elektrischen Monde auf.

Ebelt erhob sich und wankte, die Hände in den Taschen seines alten, zerrissenen Arbeitsjaketts, mit krummem Rücken langsam weiter. Er überschritt den Pariser Platz und ging zwischen den mächtigen Säulen hin durch das Thor. Zwischen dem Getümmel der Pferdebahnwagen, Droschken und Equipagen, zwischen den Radfahrern und Reitern hindurch schob er sich bis zu einer der runden Steinbänke, die sich an dem hohen, gestuften Buschwerk am Eingange der Charlottenburger Chaussee befinden.

Todmüde ließ er sich hier nieder, um die völlige Dunkelheit zu erwarten und sich dann irgendwo in die heimlicheren Finsternisse des Tiergartens zu verlieren. Er hatte den Tag über kaum etwas gegessen. Ein Fieber schüttelte ihn. Er griff in die Jaketttasche nach dem Fläschchen und fand noch einen Rest Branntwein, den er austrank, und der ihn ein bißchen erwärmte.

In den letzten Tagen hatte er zum ersten Male Branntwein getrunken. Nie in seinem Leben hatte

er bis dahin Alkohol zu sich genommen; höchstens hatte er in früheren Jahren einmal, wenn er mit Frau und Kindern Sonntags draußen in der Vorstadt einen Restaurationsgarten besucht, ein Glas Bier getrunken.

Mit aufgestügtem Kopfe duffelte er, von dem Fusel ein wenig betäubt, vor sich hin und nahm den Anblick in sich auf, der sich weit vor ihm breitete.

Das eilige dunkle Gefribbel der Menschen und Fuhrwerke über das saubere Grau des Pflasters hin, überstrahlt von dem Schein der vielen Gasflammen; die mächtige Masse des Thores; die eleganten, imponierenden Fassaden der Gebäude, die sich rechts in dem Astgewirr der Promenadenanlagen bis zur Kennéstraße verlieren, sich links bis zu dem prächtigen Koloß des Reichstagsgebäudes hin ausdehnen; die schwarzen Massen der alten, hohen Bäume; die großen Gasfandelaber vor ihm auf dem Platz!

Jaja! — Er gähnte und fuhr mit seinen breiten, braunen, hornharten Händen langsam über die Schenkel.

An seiner dicken, grauen Arbeitshose saßen noch breite Flecke von rotem Backsteinstaub, der sich von seiner letzten Arbeit draußen auf den Bauplätzen der Vorstadt eingefressen hatte.

Stumpfsinnig starrte er sie an und strich mit seinen knorrigen Fingern in einem gegenstandslosen Nachdenken drüberhin.

Und plötzlich sah er die elende Hoffpelunke, draußen in der Vorstadt, im fünften Stock, das kalte, von den feuchten Frühjahrswinden durchwehte Loch, in dem seine Frau verschieden war, in dem sie beide die letzten elenden Jahre allein miteinander hinvegetiert hatten — weiß Gott wozu?! — Er sah das erbärmliche Bett und die Arme mit ihrem weißen, unendlich abgezehrtten, verhärmtten Gesicht und sah sich, wie er in ihren letzten Augenblicken stumm und mit verhaltenen Thränen bei ihr auf dem Bettrand saß, wie ihre erlöschenden Blicke in Liebe und Sorge an seinen Augen hafteten, — die letzten Abschiedsblicke; und wie er sie nur stumm aufrecht hielt in seinen Armen und wie sie dann ausgehaucht hatte. —

Und er mußte lachen, leise und kurz, während seine Finger an der Hose zupften und seine Blicke irr und mit einer stillen Wildheit hinglitten über das eilig treibende, blödsinnige Getümmel des Verkehrs, das vor ihm auf dem weiten Platze durcheinander wirbelte, sich kreuzte und ineinander verschlang.

Aber dann sank er wieder stumm in sich hinein. Nur an seinem Mund war noch das kurze Lachen geblieben, das ihm die Lippen zusammendrückte und die Mundwinkel nach unten zog; und seine Augen hatten sich gekniffen. Es nahm sich aus, als wenn er stillvergnügt über irgend etwas recht Angenehmes nachdächte; ungesähr wie früher, wenn er abends,

nach gutem Geschäft, mit dem Wagen in seinen kleinen Hof einfuhr und die Kinder ihm in Erwartung eines Leckerbissens jubelnd entgegen sprangen. — Aber das Übermaß seines starren, verletzten Schmerzes und seiner Schande, die tiefe Wunde, die seine Rechtschaffenheit und sein Ehrgefühl durch die Schicksale der letzten Jahre erlitten hatten, umhüllten ihn mit einer feinen, eisigen Kühle.

Verkommen! Verlumpt! — Ohne Ehre; ein alter, umherlungerner Stromer!

Jaja! — Nu!

Arbeiten? Wieder arbeiten? — Sein Auge wurde feucht; und langsam, langsam rann ihm eine einzige Thräne über seine gelbe, runzlige Backe herab in den Bart.

Arbeiten! Wieder arbeiten!

Nu ja! Doch wohl! — Vielleicht! — Was sonst?

Morgen! Morgen vielleicht! — Morgen konnte er am Ende doch mal wieder hinausgehen zu den Baustellen in der Vorstadt.

Morgen! — —

Als er aus einem langen Brüten wieder aufblickte, blitzten am Nachthimmel die Sterne. An allen Gliedern wie zerschlagen, mühte er sich in die Höhe und verschwand in der Finsternis der Anlagen. — —

— — — Er wußte nicht, wie lange er gelegen, als er sich wachgerüttelt fühlte.

Blickende Uniformknöpfe und eine Helmspitze.  
Er glozte.

Eine grobe Militärstimme fährt ihn an.

Er weiß nicht, was los ist?

Aber jetzt wird er von der Bank heruntergerissen,  
eine kräftige Faust hält ihn am Arm gepackt.

Ach! Ein — Schutzmann?! — Polizei?!!

Er soll aufstehen, mitkommen!! — Nach der  
Polizeiwache!!

Wie denn?! — Polizeiwache?!!

Jaja! Nu!

Halb gezogen, taumelt er neben dem Schutz-  
mann her.

Aber da kommt er mit einem Mal zum Be-  
wußtsein.

Die — Polizeiwache?! — Was hat er denn  
mit der — Polizeiwache zu thun?! —

Er will etwas sagen — aber . . . Jaja! —

Wie im Traume taumelt er durch die helle  
Pracht von Lichtern, durch die schöne Frühlingsluft  
einsamer, schlummernder Straßen; und dann wird es  
dunkel und öde. Sie sind in eine Nebenstraße ein-  
gebogen. Sie schreiten ein Stück vorwärts und dann  
wieder um eine Ecke und noch um eine.

Mechanisch will er nach der Faust tasten, die  
ihn gepackt hat, die ihn vorwärts reißt, und deren  
Griff ihm Schmerz verursacht; aber er ist wie in

einer Starre. Er will etwas sagen: keinen Laut bringt er über die Lippen.

Endlich stehen sie vor einem großen, grauen Haus. Eine Laterne, die ein düsteres, rotes Licht in einen niedrigen Thorgang wirft.

„Marsch! Vorwärts!“

Durch einen langen Hausflur wird er gestoßen, in dem eine gelbe Gasflamme flackert. Ein paar Stufen hinauf. Eine Thür öffnet sich.

In einem kahlen Zimmer sind sie, in dem zwei trübe Gasflammen brennen. Hinter einer hölzernen Schranke befinden sich große Bureaupulte mit Regalen. Ein breitrückiger Schutzmann schläft an dem einen, das Gesicht zwischen den aufgestützten Fäusten. Der an dem andern reckt sich und gähnt.

Es wird auf Ebelts losgefragt. Aber er versteht nicht, kann nicht antworten. Mit Mühe und Not bekommen sie das Nötige aus ihm heraus.

„Marsch!“

In einen schmalen, dunklen Korridor wird er gestoßen. Eine Thür wird geöffnet, über der in einer Luke eine Gasflamme brennt. Er befindet sich in einem engen, halbdunklen Raum, der angefüllt ist mit einer dumpfen, stickigen Luft und üblem Alkoholdunst.

Die Thür schlägt zu. Ein Schlüsselbund rasselt.



Mehrmals wird herumgeschlossen. Schwere Schritte verhallen draußen nach vorn.

Ebelt steht da . . .

Aus dem dunklen Hintergrund kommt ein schweres, rasselndes Schnarchen. Auf einer hölzernen Pritsche liegt der Länge nach ein Kerl mit struppigen Haaren und gedunsenem Gesicht.

Ebelt taumelt gegen die Thür, schreit auf wie ein Wahnsinniger; haut gegen die Thür, mit beiden Fäusten; und brüllt und brüllt.

Das Schnarchen hinter ihm hört auf; die alte Holzpritsche knarrt und kracht; eine heifere, versoffene Stimme:

„Was, zum Donnerwetter!! — Leg' dich hin un halt' de Schnauze!“

Aber Ebelt brüllt und brüllt, und sein Brüllen wird ein dumpfes, verzweifeltcs Heulen.

Draußen schlagen Thüren. Schritte kommen wieder durch den Korridor auf die Thür zu.

Auf der Stelle soll er sich ruhig verhalten!

Aber er hört nicht. Brüllt nur und brüllt, und heult . . .

Draußen wird geflucht, wird hin und her gesprochen. Die Schritte entfernen sich wieder. Das helle Schrillen einer Telephonklingel.

Ebelt ist endlich an der Thür zusammengebrochen.

Er hat das Gesicht in die Hände gedrückt und wimmert und schluchzt jetzt wie ein Kind.

Lange liegt er so da. — —

Und wieder öffnet sich die Thür; er wird beim Arm gepackt und in die Höhe gerissen.

„Vorwärts! Vorwärts! — Die Reise geht weiter Woll'n mal 'ne fleene Kremserfahrt machen, oller Herre!“

Er wird durch den Korridor gezerrt. Vorn in dem Bureauzimmer werden ihm die Taschen untersucht. Ein Stück Schnur, das Fläschchen, Stahl und Schwamm und Feuerstein, ein Röllchen Priem, das Klappmesser, ein Nickelstück. — Und nun wieder die Stufen hinunter in den Flur. Draußen vor dem Hausthor hält ein großer, dunkelgrüner Wagen. Hinten ist eine Thür offen, die eine vergitterte Luke hat. Er wird hineingeschoben, bricht in einer Ecke auf einer harten, gelben Holzbank zusammen. Der Beamte steigt ein und nimmt, nachdem die Thür zugeschlagen ist, in einem kleinen Verschluss beider Thürplatz.

Ebelt hat Gesellschaft. Da ist so eine Art schäbiger Eleganz in einem Cylinder und einem gelben Sommerüberzieher; und ein altes, dickes Weib mit einem karierten Umschlagetuch, mit Hängebäcken, kleinen Funkelaugen, einer mächtigen roten Nase und einem gewaltigen Grützbeutel unter dem dünnen, graumelierten Haar hervor.

Ein dumpfes Poltern, Dröhnen und Rasseln. Das Fahrzeug setzt sich in Bewegung.

Ebelt starrt wie ein Wahnsinniger. Steif, ohne Regung, sitzt er in seiner Ecke; nur mit den Fingernägeln kratzt er leise an der Bank und stiert bald auf die Alte, bald auf den Gentleman im gelben Sommerüberzieher, die mit einander in eine vergnügte Unterhaltung gekommen sind.

Nach einer langen Fahrt kreuz und quer durch das Ungewisse hält der Wagen, die Thür wird aufgerissen; sie steigen aus und werden in ein ungeheures, schloßartiges Gebäude hinein gebracht, das ganz aus roten Backsteinen gebaut ist.

Es ist eine ganze Wanderung, bis sie in einen großen, saalartigen Raum gelangen. Ein ungeheurer, langgedehnter, niedriger Raum mit irgend so einer hellen Ölfarbe gestrichen, die Decke von schwarzen Eisensäulen und Pfeilern gestützt. Gasflammen bringen in das dunstige Dunkel eine müde Helle.

Aus einem kleineren Vorraum werden sie durch ein hölzernes Gitter in den Saal geschoben.

Bis in das Dunkel der Hintergründe hinein dehnen sich eine Menge niedriger Holzpritschen mit Gängen dazwischen. Auch an den Wänden hin ziehen sich diese Pritschen. Und auf ihnen ein unheimliches schwarzes Gewirr von menschlichen Körpern in dunklen,

schäbigen Kleidungsstücken, von denen ein übler Dunst ausgeht.

In dem ganzen großen Raum ist es still. Nur daß hier und dort jemand auf dem Rande seiner Pritsche hockt und sich leise mit seinem Nachbar unterhält. Schnarchlaute in allen erdenklichen Tonarten; Stöhnen und Brunzen; jemand, der im Schlaf spricht; ein Arm, ein Bein, die sich regen oder in die Höhe recken; ein Körper, der sich schwerfällig herumwälzt, sich halb aufrichtet; ein wüstes, verschlafenes Gesicht in dem schmutzig-gelben Gaslichtschein. An einem der Pfeiler hockt ein alter Kerl mit unförmigen, lappenumwickelten Beinen, der ein paar Krücken neben sich zu liegen hat. Er stöhnt, winselt und jammert; scheint Schmerzen zu haben, oder thut vielleicht auch nur so.

Ebelt ist auf eine der Holzpritschen niedergesunken. Aufrecht sitzt er da, die Hände mit leise sich krampfenden Fingern auf den Schenkeln, und sieht mit einem wirren Grinsen umher.

Unwillkürlich richten sich seine Blicke endlich in die Höhe zu den kleinen, eisenvergitterten Fensterlücken oben unter der Decke, die schon blau sind von dem anbrechenden Tage.

Er weiß nicht, was mit ihm ist, wo er sich befindet, was mit ihm werden soll. Keinen Gedanken kann er fassen. Erstarrt ist seine Seele in einem

innerlichsten Grausen und Schauern. Nur das eine Gefühl hat er, daß er im Gefängnis ist; zum ersten Mal in seinem Leben im Gefängnis. Daß er irgendwie ehrlos ist, in Schande und Erniedrigung geraten. Und ihm ist, als wäre er mit einer dicken, fressenden Schmutzschicht überzogen, unter der er ersticken müßte.

Jaja! Obdachlos! Richtig! — Zwei Nächte lang hat er kein Obdach mehr gehabt; hat nicht mehr gearbeitet.

Du großer Gott! Was war denn nur eigentlich mit ihm los? —

Entsetzt gingen seine Blicke über das dunkle, dunstende Gewirr all der Menschenleiber.

Bettler, Landstreicher, Diebe, Zuhälter, Trunkenbolde, Obdachlose. Das elendeste, unglücklichste, verkommenste Gesindel, der Abschaum der Großstadt.

Es ist aus mit ihm; er ist am Rande, am äußersten Rande!

Dumpf haften seine Blicke an dem kleinen, blauen Viereck oben, von dem sich ein bleiches, fahles Zwielicht über die Decke hinlegt. Leise reiben seine Hände über die Schenkel; seine Kinntladen kauen, und es würgt ihn in der Kehle.

Und wieder erinnert ihn dieses öde, blasse Zwielicht an die Sterbestunde seiner Frau. Es war auch gegen Tagesanbruch gewesen, als sie in seinen Armen verschied. Dasselbe kalte, fröstelnde Licht in dem

fahlen, armseligen Zimmer. Der elende Strohsack, auf dem sie gelegen hatte; die schmutzige, zerflüchte, fadenscheinige Decke. Und er hörte ihren letzten, verhauchenden Seufzer, ihr letztes, sorgenvolles Wort: „Vater!“

Und sie war so ein gutes, braves Weib gewesen! Womit hatte sie denn eigentlich all das Elend verdient?!

Und weiter zurück führten ihn seine Erinnerungen in die ersten guten Zeiten ihres bescheidenen Wohlstandes und weiter, wie dann alles so Schlag auf Schlag gekommen war. — Und plötzlich wurde etwas in seinem Gehirn hell; ein einziger Gedanke: Gerechtigkeit! — Wo war denn eigentlich nur noch Gerechtigkeit in der Welt?!

Da saß er mit seinen grauen und in Ehren ergrauten Haaren, ein rechtschaffener, braver und ehrlicher Mensch von Kopf bis zu Fuß, hier unter diesem Abschaum, unter diesem stinkenden, verlumpten, verkommenen Gesindel, als ob er in aller Welt nichts Besseres wert wäre.

Und mit einem Mal lachte er; leise, kurz und böse. — Und sank in sich zusammen und fing an, über diesem Worte zu brüten: Gerechtigkeit. Und seine Hände ballten sich und pressten mit schwerem Druck auf die Schenkel, seine Muskeln strammten sich und seine Kinnladen knirschten.

Gerechtigkeit! —

Und das Wort wurde so etwas wie eine Forderung.  
Gerechtigkeit! —

Im Vorraum wurde es jetzt lebendig. Schutzleute kamen, Beamte gingen mit Papieren; es wurde gesprochen und konferiert. Durch die offene Thür brach aus dem Flur die helle Frühlingssonne herein. Die Gasflammen kämpften mit dem Tageslicht, das durch alle Lücken oben in den Raum drang.

Auch über die Pritschen hin regte es sich. Man richtete sich in die Höhe, reckte sich, gähnte, stöhnte, stand auf, fing an hin und her zu gehen; es wurde geschwätzt, gelacht. — Vorn klirrte etwas. Ein paar Männer brachten große, dampfende Blechkübel, Geschirre und Brot angeschleppt. Eine Pritsche wurde freigemacht, die Kübel wurden geöffnet, das Brot und die Geschirre verteilt: der Frühkaffee.

Es gab einen Andrang. Man stieß sich und sankte. Die Beamten schafften Ordnung. Dann hockte man umher, und es gab ein Geschlapp, Geschlürfe und Gefaue . . .

---

Es war gegen Mittag, als Ebelt wieder frei war und übernünftig, wirt und mit blinzelnden Augen draußen vor dem Gebäude, in der warmen hellen Frühlingssonne stand.

Er befand sich beim Bahnhof Alexanderplatz. Oben gingen die Züge hin und her, aus der schwarzen

Halle heraus, in die Halle hinein; um ihn herum toste der Verkehr des Platzes.

Eine Weile stand er so da, taumelnd und verwirrt in der blendenden Helle des Sonnenlichtes. Endlich setzte er sich in Bewegung, scheu und verdußt wie ein stußiges Tier.

Kaum fühlte er seine Füße. Es war, als ob es ihn nur so hintrüge, — und in seinem Gehirn immer nur dieser einzige bittere, würgende Gedanke: Gerechtigkeit! —

Und da überkam ihn eine seltsame, irre Empfindung; so ein sonderbarer, gegenstandsloser, stillwühlender Grimm, der ihm die Fäuste in den Rocktaschen krampfte, ihm in allen Muskeln 303 und zuckte und ihm ein stoßendes, kurzes, heiseres Lachen aus der Kehle preßte.

Würgen! Würgen! Jrgend wen würgen! — Weil ihm seine sechs Kinder gestorben, weil ihm seine Pferde krepirt waren, weil seine Frau sich die Schwindsucht angerackert hatte, weil tausend und abertausend Halunken in Glück und Wohlstand lebten, und ein braver ehrlicher Kerl zu nichts in der Welt gut ist, als daß ihm eine Last und ein Drangsal nach dem anderen aufgehalßt wird, als daß er im Dreck verkommt wie ein Stück Vieh!

Und all der Plunder und Eugus in den Schauferstern, an denen er hinstrich, zerlumpt, schmutzig,



krank, hungrig, ehrlos und ausgestoßen, all die Menschen, die da an ihm vorüberhasteten, dieser ganze bunte, brausende, fröhliche Verkehr: das alles wuchs zusammen und einte sich zu einem einzigen, feindlichen Wesen; zu einem einzigen bösen, unbarmherzigen Wesen, dem er nie ein Leid gethan, und das es nur darauf angelegt hatte, ihn zu Grunde zu richten. Warum? Weil er zu gut war, zu gut und zu dumm! Und weiß der Teufel! Das war richtig! Richtig wie nur irgend was in der Welt! Zu gut und zu dumm!

Es war, als wenn ihm ein Schleier von den Augen fiel und als wenn er sich einen Augenblick mit den Augen dieses feindlichen, bösen Wesens sähe, das ihn da umlauerete und umbrauste, daß es ihm in den Ohren klang, wie ein einziges großes Spott- und Hohngelächter. Und er lachte dies Lachen mit, blieb stehen und lachte laut und hart und grell auf, lachte über sich selbst, daß so ein polizeiwidrig gutes und dummes Tier eben zu nichts Anderem in der Welt da ist. Und er verstand das . . .

Aber plötzlich zuckte er auf in einer brennenden Scham, als würde ihm von allen Seiten ins Gesicht gespieen; und alles zog sich in ihm zusammen zu einem einzigen, ungeheuer konzentrierten, seltsam lauerten Haß gegen dieses Wesen, gegen dies eine ungeheure, böse, unbarmherzige Wesen, das ihn da umhöhte, anspie, stieß und trat. Und nur das

Eine fühlte er noch, daß er es irgendwo packen, irgendwo sich an ihm rächen, daß er es irgendwo totschlagen, tot — tot — totschlagen mußte! . . .

Er schäumte zwischen den zusammengebissenen Zähnen. Ganz war er in der blinden Wut, wie sie zwei Männer ergreift, die, das blanke Messer in der Faust, sich auf Tod und Leben gegenüberstehen.

Mit einem schiefen Blick beobachtete er die Gesichter der Vorübergehenden, wie er mit geducktem Rücken langsam die Straße hinaufbummelte, und überall hatte er die eine und gleiche Vision: überall sah er diesen Spott, diesen Hohn, diesen selben kalten Hohn, daselbe unbarmherzig höhrende Auge. Es waren Hunderte und Überhunderte, — und doch ein und daselbe feindliche, unbegreifliche und tödlich verhaßte Gesicht, ein und daselbe Wesen, das ihn in wechselnder gleitender Gestalt, faßbar unfassbar umgab wie ein Todfeind.

Eine ganze Weile hatte er gestern, als er vom Norden kam, auf der Weidendammer Brücke gestanden und über das Geländer gebeugt, in das trübe Wasser hinuntergesehen und hatte gedacht, ob es nicht das beste wäre, wenn er ein Ende machte und sich hinunterstürzte. Warum hatte es ihn so rätselhaft zurückgehalten?

Wie eine letzte, unauslöschlich fressende Schmach und Schande empfand er diesen Aufenthalt in dem

schmutzigen Polizeigewahrjam unter all diesem verkommenen Gesindel.

Gerechtigkeit! Gerechtigkeit! Und dieses Auge, dieser heimliche Gegner, dieses eine bewußte Wesen, in das sich ihm jetzt die heimliche Schicksalsmacht seines ganzen Lebens zusammenzog und verkörperte, dieser wahnsinnige, erbarmungslose, kalte Peiniger, der sich ihm nun gleichsam zu offenbaren anfang, gestern schon in diesem Schußmann, der ihn von der Promenadenbank gerissen hatte, und heute in all den Hundert und Hunderten, die an ihm vorüberglitten, dieser Todfeind, der sich an ihn herandrängte und ihn so seltsam zu reizen begann!

Und vor Grimm und treibender Ungeduld fing er an zu weinen.

---

So irrte er den ganzen Tag über umher, bis er sich gegen Abend wieder draußen im Norden befand.

Die Hände in den Hosentaschen, sein Klappmesser in der Hand herumdrehend, stand er vor einem Rohbau. Die Leute stiegen von den Gerüsten herab und kamen in ihren rotbestaubten Arbeitskleidern aus dem großen, dunklen Thorgang, um sich aus der Arbeit des Tages nach Hause zu begeben. Viele von ihnen aber gingen in die Stehbierhalle drüben an der Ecke, um bei einem Glas Bier und einer Cigarre sich noch eins zu plaudern.

Unwillkürlich schloß er sich an, betrat das Lokal, setzte sich in einen Winkel und ließ sich sein Fläschchen mit Branntwein füllen.

Er kippte die halbe Flasche hinunter; halb aus Verlegenheit, in die ihn zwischen diesen Leuten sein heruntergekommener Zustand versetzte. Aber der Alkohol regte ihn auf, wie er ihn so hastig in den nüchternen Magen hinuntergoß, und er geriet wieder in diese heimlich würgende, lauernde Stimmung.

Mit unterlaufenen Augen stierte er auf die Gäste. Sie saßen an den kleinen Tischen bei einander, rauchten, tranken, lachten, plauderten und spielten Karte.

Leise und unausgesetzt trommelte er mit seinen harten Fingern auf der Tischplatte herum, piffte vor sich hin, suchte im Takt mit den Beinen, und sein Auge haftete an den Leuten, als lauere er auf ein Wort und eine Bewegung, die ihn beleidigen könne.

Aber niemand bekümmerte sich um ihn.

So saß er eine ganze Weile, als sich die Thür aufthat und ein neuer Gast in das Lokal trat.

Es war ein kleiner, strammer Kerl in einem hellen Maureranzug; blond, mit einem runden, rosigen Gesicht und kleinen, fidelen grauen Zwinkeaugen.

Ebelt blickte in die Höhe und starrte ihn an.

Er kannte ihn. Es war Brecht, der Maurerpolier. Ebelt hatte früher viel mit ihm zu thun

gehabt; früher, als er noch Fuhrherr war; und hatte wohl manchmal mit ihm zusammengessen und ihm was zu Gute kommen lassen.

Brecht hatte ihn auf den ersten Blick in seiner Ecke bemerkt. Er stand und fixierte ihn und schien ganz überrascht zu sein.

Für einen Moment hatte Ebelst nun doch bei Seite sehen wollen, um lieber nicht bemerkt zu werden; aber dann blieben seine Blicke an diesen kleinen fröhlichen Funkelaugen haften, die ihn seltsam zu reizen begannen.

Eine Weile sahen sie einander so an, bis endlich Brecht auf seinen Tisch zukam.

„Na?“ machte er herablassend, indem er sich setzte. „Ebelst?! Wo kommen wir denn her?“

Ebelst lächelte. Es war beinah sein altes gutmütiges Lächeln von früher, das gleichsam einen Anflug von Bescheidenheit und Demut hatte. Aber er sagte nichts; saß nur ganz still, den Rücken vornüber gebeugt, die Hände vor sich hin auf der Tischplatte zusammengelegt und sah Brecht mit gekniffenen Augen gerade ins Gesicht.

Aber in ihm klang es immer noch wie ein Echo: „Wo kommen wir denn her?“ Und er fühlte bis in die innerste Seele das Beleidigende und Demütigende, das in dieser gleichgiltigen Bewegung war, mit der sich der Maurer jetzt nach dem Büffett hinwandte

und mit seiner lauten, quäkenden Stimme Bier und Cigarren bestellte. Hastig und tief begann Ebelst zu atmen, als wenn ihn auf der Brust etwas würgte, und seine fingernägel kratzten leise an der anderen Hand.

„Hm?“ machte Brecht, indem er sich wieder zu ihm hinkehrte und ihn mit seinen kleinen, grauen Augen selbstbewußt und spöttisch ansah. „Was machen wir denn nu eigentlich?“ Er gähnte Ebelst gerade ins Gesicht.

Ebelst kaute mit den Kinnladen und schluckte; immer mehr nahmen seine Augen und die Haltung seines Kopfes diesen seltsam demütigen, wie bittenden Ausdruck an.

Brecht bekam Bier und Cigarren. Er bestellte, ohne gefragt zu haben, auch für Ebelst.

„Na, da bringen Sie nur mal meinem ollen, juten Ebelst hier ooch gleich noch'n Topp!“ Denn das mußten sie ja doch wohl begießen. Sie hatten sich ja ewig und drei Tage nicht gesehen. Hähähä!

Und nun fing Brecht, die Arme lang über die Tischplatte gelegt, an, zu reden. Die Karre ging wohl schief? Na, nur immer den Kopf oben behalten! Das wird ooch noch mal wieder besser kommen!

Das Bier wurde gebracht und neben Ebelst hingestellt, der es aber nicht beachtete und schweigend,

wie durch einen Nebel an diesen Augen haftete, da vor ihm. Diesen Augen! . . .

„Hähähä! Jaja, wenn der Mensch Malheur hat,“ meinte Brecht. Und so eine rechtschaffne, gute Haut wie Ebelst! Aber er sollte doch mal fragen kommen? Sie könnten da auf dem Bau wohl gut und gern noch einen Handlanger brauchen. Es wäre so gut wie sicher, daß Ebelst Arbeit bekommen würde; und er, Brecht, würde sicher sein Möglichstes thun. Und so fort.

Doch mit einem Mal war Ebelst leise zusammengezuckt, seine rechte Hand hatte sich von der anderen gelöst und war in der Hosentasche verschwunden. Er grinste und lachte ganz leise und verwirrt; so ein leises, kurzes, gesättigtes Lachen; und nickte mehrermale kurz mit dem Kopfe, gerade als wenn er das, was Brecht da hinredete, bestätigen wolle.

Gemütlich schwaigt Brecht weiter. Aber jetzt solle Ebelst doch mal erzählen, wie's ihm nur eigentlich ergangen wäre und . . .

Da fährt plötzlich etwas blitzschnell und haar-scharf von oben hernieder über den Tisch weg, auf ihn ein . . .

Ein kurzer, erstickter Schrei — und Brecht schlägt mit seinem Stuhl hintüber in das Lokal. Ein Getümmel entsteht. Der Wirt stürzt hinter seinem Büffett vor. Die Gäste drängen sich um den Tisch.

Brecht liegt lang auf dem Boden. Er ist tot. Ebelts hat ihn mitten in's Herz getroffen.

Er steht da, die Fäuste auf den Tisch gestemmt, mit gekniffenen Fingern auf den Toten niederstarrend, und sichert und sichert . . .

---



Alfynth.

Es war nach Mitternacht, als ich, von einer Zecherei auf dem Heimwege, die Potsdamer Straße hinab dem Westen zuschlenderte.

Wir hatten eine wunderschöne, mondhelle Spätsommernacht, und als ich zufällig bemerkte, daß ich den Haus Schlüssel vergessen, hielt ich mich durch dies Mißgeschick natürlich für berechtigt, meine Unsolidität fortzusetzen und so die Nacht bis zum Morgen hin durchzubummeln.

Ich trat in das Café Boulevard ein, ließ mich vorn am Eingang, der gegen die Straße zu offen stand, in der Nachbarschaft eines vom elektrischen Licht bestrahlten Lorbeerstämmchens nieder und bestellte mir einen Absinth.

Er erschien, und nicht ohne Behagen ergriff ich die Karaffe und ließ das Wasser durch die Eisfilter zu der graugrünen Flüssigkeit hinabsickern. Dann tauchte ich den Strohhalm ein und begann den Trank mit seinem metallischen Anisgeschmack einzusaugen.

Ein angenehmes warmes Prickeln ging mir von

den Magennerven durch den Körper, frischte meine etwas betäubten Lebensgeister wieder auf und stieg hinauf zu dem braven Hirn, wo es mir den Nebel einer dunklen Mißstimmung, mit der ich es seit einiger Zeit hatte, zu lichten begann . . .

\*

Der gute Verlaine, der ja wohl nie aus dem Absinthrausch herauskam! Bis er dann wieder fromm wurde und sich hinter die Schürze der Mutter Kirche flüchtete! . . .

Verlaine! Paris! — Ich finde, man kann nicht umhin, sobald man Absinth genießt, an Paris zu denken. Es scheint die spezifische Suggestion des Getränkes zu sein. Sobald ich gelegentlich mal einen Absinth genehmige, fühl ich mich als Pariser und als so etwas wie ein Boulevardflaneur mit philosophischer Neigung.

Die Marmortischen, die Lorbeerstämmchen, die Wände mit ihren blinkenden Spiegeln, ihren Portieren, Gemälden, Goldleisten und Ornamenten, das Publikum, die gefälligen Damen mit ihrem phantastisch-farbigen Aufputz: alles in dem magischen Mondglanz des elektrischen Glühlichtes! Das Klirren der Gläser, Tassen und Löffel, das Knittern der Journale, das Klappern der Billardkugeln, das Lachen, Plaudern und Flüstern, der Duft der Parfüms und Tabake: dies alles wird in irgend einer Weise die

Seele dieses dummen Unisgeschmackes, der mir eigentlich zuwider ist, und der mich doch immer wieder einmal, wohl all seiner krausen Suggestionen halber, dieser Suggestionen durchwachter Weltstadtnächte, so seltsam anzieht und interessiert.

Und schließlich ist alles wieder sie, sie! — Diese kapriziöse, so unsagbar anziehende Dame, dies Genie, dieser Kobold, dieser so pikante Satan, den ich hassen möchte; nein! den ich hasse, hasse! und an den mich dennoch irgend etwas so unwiderstehlich, ich weiß nicht, ob nicht gar unentrinnbar bannt. Irgend etwas. —

Diese Dame! Diese mondäne — Nervendame! —

Was mich an ihre Vision fesselt? Ich weiß nicht. — Es ist da in meiner Seele so etwas unverwüstlich Hausbacken-Deutsches, Romantisch-Gutherziges, Liebes, Idealfestes, das sich immer wieder einbildet, es müsse auf dem Grund ihres Wesens eine große, schöne, unbefriedigte Sehnsucht leben, die, wenn sie frei wäre, so unsäglich beglücken, einem alle Himmel öffnen müßte. Dann aber kommen immer wieder die Zweifel, und dann ballt mit einem Mal Michel zwei massive Fäuste und möchte zertrümmern, weil er sich verwunderlich seiner so altmodischen Gutgläubigkeit schämt. —

Und ist und bleibt dennoch der gebannte Bär. —

Noch ein Zug und noch einer von dieser merkwürdigen Flüssigkeit: und nun wird die Suggestion komplett, und mein liebes philosophisches deutsches Herz sieht die Sache; die — Sache! . .

Dieser graugrüne Spirit einer modernen Boulevard- und Weltstadtskepsis lichtet mir mephistophelisch das Rätsel und die letzte Weisheit verhüllter Untergrundgeheimnisse. Und plötzlich ist es mir klar, unausweichlich klar: er hat recht! Man braucht nicht mehr zu wissen, als diese feine Weisheit, und man weiß alles, was überhaupt zu wissen ist.

Sie ist blasirt, nüchtern, böse, frivol, zersetzend, schlottrig, schlapp, pervers und was auch immer; sie kann dir den Tod in die Knochen jagen: aber dann gehst du an nichts zu Grunde als an der letzten Wahrheit, an der enthüllten, nackten Wahrheit. Diese alte böse Brummglocke von Wahrheit, die niemand gern hört; und die immer wieder mal, wenn eine Weltstunde schlägt, bestanden werden muß.

Und diese Wahrheit? Ganz einfach: daß die Weiber im Grunde nichts taugen und die Männer zu gut und zu dumm sind. Oder umgekehrt; was dasselbe ist. Verstanden?

Es ist und bleibt das tragikomische Tiefengeheimnis der Liebe, und es ist die tiefe Komik gerade der großen Liebe, der, von der es sich im Grunde natürlich allein zu sprechen lohnt, die Not-

wendigkeit, daß sie ein „schlechteres“ Objekt braucht, an dem sie ihre ganze Entfagung, Güte, ihren Beglückungsdrang, die Vollgewalt ihrer Tugenden und Instinkte bethätigen kann. Einer muß Engel, einer Satan sein und eins von beiden oder beides ist bei dieser alten, bösen, wunderlichen Geschichte, die aber leider die einzige und wesentlichste, immer die betreffende heiße Kastanie.

Dies ist der Schlüssel zum Verständnis aller Liebe und Liebelei.

Dies ist die — Sache. — Voilà tout! —

\*

Ich zünde mir eine Cigarette an. Ich finde, die Logik dieses Trankes verlangt das.

Ich fühle, wie unwillkürlich in meine Körperhaltung so etwas wie eine nonchalante Eleganz kommt. Alles was in mir Empfindung, Poet, unheilbar Pathetiker ist, flieht in irgend welche heimlichen Winkel und Tiefen meines Wesens. Ich bin nur noch eine einzige kühle Blasiertheit, die indessen nicht ohne die Rasse einer stahlharten Verstandeskraft und nicht ohne so etwas wie eine Leidenschaft, die sich indessen in den kühlen Spieltrieb eines beharrlichen Spleens umgesetzt hat.

Es giebt Menschen, so desillusioniert wie nur denkbar; aber gerade dieser Zustand giebt ihnen eine

vorurteilslose Herrschaft über alles. Es ist wie eine letzte strupellose Freiheit und Allmacht des Willens, der, wenn er sich mal ein Ziel setzt, dies, welcher Art es auch sei, auf das beharrlichste und rücksichtsloseste verfolgt. — Und dies ist wie ein letzter widerstandskräftiger Rest von Blut und von Rasse, dem keinerlei Sentiment und „Vorurteil“ mehr hinderlich. Dies alles aber ist in diesem Augenblick, wie eben durch jene Suggestion des Abfinth, versehen mit einem Element gallischer Urbanität und ästhetisch-feinfühligter Politesse fin de siècle. — Und doch mit einem Überrest deutscher Philosophie, aber ihres Pathos, ihrer Romantik, ihrer metaphysischen Träumerei und der warmen Fülle ihres phantastischen Schwunges beraubt; alt, hart und böse geworden, scharf und kühl, in die Formen und die Logik eines außerordentlich raffinierten Satanismus umgeschlagen, der aber alle Merkmale deutscher Zähigkeit, Beharrlichkeit und — Gründlichkeit beibehalten und doch eigentlich nichts ist, als verfehlte, spröde gemachte Romantik, spröde gemachte, verfehlte Vollglut wärmster, notgedrungenster Leidenschaft und — Liebe . . .

Immerhin: der Zweck heiligt das Mittel; und nun bin ich ihr gewachsen; ihr, meiner — Vision.

Jetzt bin ich der Ödipus, der ihrem Sphingrätzel gewachsen . . .

\*

Von jeher waren die Helden des Geistes in den bedenklichsten Regionen des Satanismus zu Hause; oft bis zu einem Grade, daß sie selbst Satanisten zu sein schienen, wenn sie es in einem gewissen Sinne nicht überhaupt sind. — Es war die Bedingung ihrer Größe und Wirkungskraft.

Keine Siegfriedsage von allen überlieferten erscheint mir tiefer und wahrer als die jenes uralten Siegfried-Drachentöters, die sich in einem alten Lied des sechzehnten Jahrhunderts erhalten. Ein Drachenkampf ist eine rauhe, rohe und brutale Arbeit; und roh und brutal ist die lachende Kraft und der Willensübermut dieses Siegfried. Treulos und schlau, listig und roh, wetterwendisch und tückisch ist er, wie das Element, dem er den Garaus zu machen hat, und mit diesen Eigenschaften ihm gewachsen und — überlegen. — Dieser Zug zum Beispiel; dieser so ungemein interessante und kennzeichnende Zug des alten Bänkelfängerliedes, wie er in urgermanischer Kampfroheit dem Feinde, um dessen zähe Kraft zu brechen, die Wunden aufreißt! —

Und das wilde, brutale Gelächter der Walküre von Fräulein von ihrem Drachenstein herab, als der Feind mit zerschellten Gliedmaßen in den Abgrund praffelt! —

Aber nun ist meine kühle Zähigkeit der Tiefe dieses Rätsels gewachsen und den purpurnen Wirren



der alten Sphingunraß der in ihren Tiefen enthüllten Weibseele.

Was ist sie? Der außerordentlich sensible Reflekt männlicher Ohnmacht am Ausgange einer Kultur? Das reflektierte Grauen vor dem letzten Tiefenblick eines Kulturbankerottes? Das Gewissen der Mannheit und im letzten Grunde, angesichts der tiefen, urnotwendig-unlöslichen Verknüpfung von Mann und Weib, das bedeutsamste Ringen des Mannes mit sich selbst?

Sicher von alledem etwas; was im übrigen aber auch immer: ein recht wüßtes und zähes Ringen mit der alten Sphing, bei dem tausend überlieferte Moralwerte schonungslos in die Brüche gehen.

Man kann vielleicht sagen: ein neuer Adam, der zusehen muß, wie er mit seiner Eva zurechtkommt. Das muß schon ein recht kühler und zäher, schlicheskundiger Satan sein; und ohne eine gewisse bittere Lust an der raffinierten „Grausamkeit“, die er den mehr oder weniger hysterischen Kapricen seiner „besseren Hälfte“ entgegenzustellen genötigt, damit er ihr schließlich imponiert und den hundert Ränken ihrer „Nerven“ gewachsen ist, gar nicht denkbar . . .

\*

Ich bin bei ihr. Sitze mit ihr zusammen in ihrem kleinen Zimmer.

Sie ist schön. Von dieser sensiblen, vergeistigten und verfeinerten Schönheit, die einen magnetisch fesselt und aus der kein Entrinnen, wenn man einmal in ihren Bannkreis geraten.

Die Glut ihrer herrlichen Augen, der tiefe, runde, vibrierende Metallton ihrer Stimme und dieser leise, müde Zug um die intimen Mundwinkel; das Pikante ihrer etwas männlich-herben, emanzipierten und doch schiefen Bewegungen, die in plötzlichen Übergängen so unsagbar hold, weich und weiblich werden können; das interessante Jneinanderspiel männlicher und weiblicher Eigenschaften; die springenden Übergänge ihres Wesens von Sprödigkeit zu Hingabe, von Geist und Verstand zu Gemüt, von satanischer Kaprice zu Sentiment! Der Wechsel von Skepsis und Vertrauen, das Mißtrauen gegen eine vergessene Hingabe sich verratender wärmerer Leidenschaft, die unsagbar feine, bis zur Krankhaftigkeit verfeinerte ästhetische Reaktion gegen alle Eigenschaften des Mannes! —

Ja, gerade dies wunderbar feine, differenzierte ästhetische Reagieren! Denn man begreift: was ist heute Ethik und dergleichen? Überwundenes, romantisch-altfränkisches Vorurteil, Rest vom Mittelalter! Ethik und Religion: alles geht in diesem fin de siècle zusammen in ästhetische Sensibilität. Wir sind alle mehr oder weniger ästhetische Equilibristen.

Wir flirten miteinander. Über unsere Untergründe hin . . .

Eigentlich lieben wir uns ja wohl. Aber was ist unserer blasirten Skepsis denn noch die Liebe? Was sind überhaupt die Begriffe? Sie haben begonnen, sich wieder mal in ihr altes Chaos zu lockern; sie zeigen sich dem suchenden Wahrheitsdrang einer langen Kulturentwicklung wieder mal als Chaos; sind wieder mal die elastischen Spielbälle raffiniert blasirter Sophistik und einer unablässigen Wechselfolge schweifender Augenblicksbedürfnisse. Und der Mann, der ihr gegenüber sitzt: im Grunde das gleiche Jneinanderspiel männlicher und weiblicher kulturverfeinerter Eigenschaften.

Die erreichte Gleichheit zwischen ihm und ihr am Ausgange einer Kultur! — Mißbehagen, Erschrecken, Scham und Staunen; Neugier, wohl auch Befriedigung gegenseitig, sich in dem anderen enthüllt und nackt zu sehen wie in einem Spiegel. — „Und sie sahen, daß sie nackt waren.“ — — — Ein Mißbehagen, Erschrecken, eine Scham, ein Staunen, eine Neugier und Befriedigung, die der andere zu entgelten hat oder die ihm zu gute kommt, den einen an den anderen unlösbar fesselt . . .

Sie sucht in dieser Wirrnis gegenseitiger Selbsterkenntnis aneinander den Mann, er das Weib. Sie beide sind das Chaos eines Jneinanderspieles,

das sich zu entwirren trachtet, das die beiden irritierten Brennpunkte seines harmonisch gestalteten Wandels festigen will. —

Zu sehr sind sie sich offenbar und gleich. Was sie suchen, ist die alte süße Ruhe und Sicherheit des Selbstbesitzes, die feste Konzentration erneuter männlicher und weiblicher Eigenschaften. — Was sie rangieren wird, ist die Mystik einer urbestimmten Zusammengehörigkeit und das letzte übergewaltige Gebot der Natur . . .

\*

Das Zwiellicht des Tages legt sich auf die Fassaden. Das Firmament hellt sich. Gegen den Schein der elektrischen Lichter wirkt es mit dem tief-satten, leuchtenden Blau eines italienischen Himmels von Böcklin.

Ich sehe ein Bild und ein Ziel. Ich will es *Maria rusticana* nennen.

Die üppige, leuchtende Schönheit einer Sommerwiese; und in ihr die stille, selige, beglückte Mutter, die Magd und Herrin, die — Mutter . . .

## Das Atom

Nun lohnt es sich doch wieder mal, zu seinem Frühstück die Zeitungen zu lesen! — Da, so irgendwo bei Kuba und den Philippinen herum, schießen sie also mit Kruppschen Kanonen Dampfshiffe kaputt; und dann haben wir ferner die Chinafrage, wir haben die Dreyfus-Affäre; und dann geht so angenehm gruslig wie ein heimliches Gespenst jener große zu erwartende „Umschwung in der allgemeinen Weltlage“ durch die Zeitungen und an den Bierischen hin, von dem Lord Salisbury kürzlich in Albert-Hall vor den Tories so interessant gesprochen hat. Ich habe das Extrablatt in dem Schaufenster meines Cigarrenhändlers erst neulich mit Andacht gelesen. Kurzum: was will man mehr? Es ist unbestreitbar: wir stehen wieder einmal am „Vorabend großer Ereignisse.“ —

Obgleich mich das alles nun freilich nicht hindert, mir meiner Gewohnheit gemäß meine Morgenpfeife zu stopfen und anzuzünden, muß ich dennoch sagen, daß ich nicht umhin kann, unter dem entschiedenen Einfluß einer

Suggestion zu stehen und bedeutend in Stimmung zu sein.

Freilich so in meiner Weise. Das heißt, ich gucke über den Schreibtisch hin, zwischen den Gardinen hindurch, zum offenen Fenster hinaus und blase die nachdenklichsten Kringel in die blaue Morgenluft und in die schönen Fliederblüten hinein und lausche mit Andacht, wie es irgendwo in meinem verehrlichen Hirnkasten die russische Nationalhymne singt. Eigentümlicherweise ist das nämlich jetzt bei mir immer so eine Art von unwillkürlichem „Ceterum censeo“, das sich unfehlbar nach meiner politischen Morgenlektüre einstellt und vermutlich so etwas wie ein politisches Resumé, eine politische Meinung in Bausch und Bogen sein soll; jedenfalls beruhige ich mich stets dabei und stelle detailliertere Betrachtungen über die politische Konstellation nicht an. — Regelmäßig fällt mir dann noch ein Bonmot ein — ich glaube, es stammt von Heinrich Heine — das die Russen als die „Totengräber der westlichen Kultur“ bezeichnet; und an diese Reminiszenz pflegt sich dann eine Art ästhetisch-volksphilosophischer Analyse jener Marseillaise des Slaventums mit ihren melancholischen Molltönen zu knüpfen. Neuerdings muß ich auch immer noch an einige Verse von Rainer Maria Rilke denken, die ich kürzlich las und die mir gefallen haben. Ich glaube, sie hießen:

„Immer leiser werden  
Und immer weiter gehn  
Und des Gartens Geberden  
Und seine Stille verstehn.“

Man finde sich mit diesen Ideenassoziationen nach Belieben ab!

Aber in diesen Tagen haben wir ja nun Pfingsten!

Wie prächtig grün alles ist und wie alles in der schönen Morgensonne blüht und duftet und singt! Rainer Maria Rilke hat recht: wir wollen uns von dem Pathos bereits vorhandener oder noch zu erwartender bedeutender „Weltereignisse“ abwenden und in den Garten gehen. —

Ich habe da nämlich hinten an der Mauer so eine prächtige Dijon-Rose, die ich jeden Morgen inspiziere. Es ist möglich, daß sie in dem warmen, sanften Sprühregen, den wir in der Nacht hatten, aufgeblüht ist.

Wie ich mit meiner Pfeife durch den Garten spaziere, spüre ich so recht, daß es doch eigentlich nur hier noch so ein rechtes, ehrliches Pfingstfest gibt, in dieser kleinstädtisch-heimatlichen Weltabgeschiedenheit; daß es eigentlich auch nur hier noch so ein rechtes Weihnachten und Ostern gibt. Und um wieder mal ein rechtschaffenes Pfingsten zu erleben, bin ich denn für diese Tage auch hierher gereist.

Man muß an dem Siebelfensterchen der kleinen



gemütlichen Stube stehn und so gerade mitten in die blauen Fliederblütenwogen hineinschauen, in den sonnig klaren Himmel, auf die Kleinstadtstille hinab, die nur von dem Zwitschern der Schwalben, von dem friedlichen Gekacker der Hühner und dem Gesang der Stare und Drosseln belebt ist! Und durch die offene Thür muß von dem Hausflur die Treppe herauf der Duft des frischgebackenen Kuchens kommen. —

Und dann der kleine Garten hinter dem Hause! — Man schreitet über den Hof mitten zwischen dem Geflügel hindurch, man öffnet die alte, grau verwitterte Gatterthür und schreitet die drei übermoosten Stufen hinab. Alles ist eng, traulich, klein; so gar kein festliches Pathos. Aber der Frühling tritt nah, so recht nah und heimisch an Einen heran und flüstert mit stillen Zungen im Unscheinbaren alle seine nahen und fernen Geheimnisse.

O, und alle diese gleißenden, fröhlichen Sonnenlichter über Busch, Blume und Weg, die sich von dem lichtblauen Himmel auf die endlosen Blütenwogen der Gärten senken. Man spürt in ihnen die Flammen des Geistes, die einst auf den Häuptern der Apostel erglänzten und ihnen die Zungen lösten, daß sie „die großen Thaten Gottes kündeten“ und die neue Lehre von der Brüderschaft aller Menschen.

Ja, und dann nun so auf dem Gartenstuhl vor dieser Rose sitzen und sie betrachten: das alles ist Pfingsten.

Die „Weltlage“ und die „großen Ereignisse“ draußen in den fremden Erdteilen und Meeren, die so weit und präventios ihre Wellen schlagen! Mir fällt eine Stelle des guten alten Adalbert Stifter ein aus der Vorrede zu seinen „Bunten Steinen“. Ich lese nämlich hier, in dieser Umgebung und in diesen Tagen, wieder mal ein bißchen im Stifter herum. Sie mag mir zweifelhaftem „Zoon politikon“ meine Rosenandacht rechtfertigen. Es ist eine geradezu herrliche Stelle. Man höre nur! — „Das Wehen der Luft, das Rieseln des Wassers, das Wachsen des Getreides, das Wogen des Meeres, das Grünen der Erde, das Glänzen des Himmels, das Schimmern der Gestirne halte ich für groß; das prächtig einherziehende Gewitter, den Blitz, der Häuser spaltet, den Sturm, der die Brandung treibt, den feuerspeienden Berg, das Erdbeben, das Länder verschüttet, halte ich nicht für größer als die genannten Erscheinungen, ja, ich halte sie für kleiner, weil sie nur Wirkungen viel höherer Gesetze sind. Sie kommen an einzelnen Stellen vor und sind die Ergebnisse einseitiger Ursachen. Die Kraft, welche die Milch im Töpfchen der armen Frau emporschwellen und übergehen macht, ist es auch, die die Lava in dem feuerspeienden Berge emportreibt und auf den Flächen der Berge hinabgleiten läßt. Nur augenfälliger sind diese Erscheinungen und reißen den Blick des Unkundigen und Unauf-

merksamen mehr an sich, während der Geisteszug des Forschers vorzüglich auf das Große und Allgemeine geht und nur in ihm allein Großartigkeit zu erkennen vermag, weil es allein das Welterhaltende ist. Die Einzelheiten gehen vorüber und ihre Wirkungen sind nach kurzem kaum noch erkennbar.“

Ich weiß nicht, wieviel hiervon dem politischen Eifer der lieben Zeitgenossen beherzigenswert sein dürfte . . .

Die Rose! Die Dijon-Rose!

Aus dem feuchtbraunen Humus der Rabatte hebt sich, mit Bast an den grünen Stab gebunden, das schlanke Stämmchen mit seiner rauhen Rinde und seinen Dornen, von denen ich freilich wieder mal die weißen Schmelzbeeren entfernen muß, die die verehrliche Jörenschaft des Hauses gestern Nachmittag in einem genialen Ornamentierungsbedürfnis angespießt hat. Oben spreizt sich die Kugel der jungen hellgrünen Triebe mit ihrem zierlich gesägten Blattwerk; und zwischen ihm prangt die Fülle der Knospen und frischentfalteten Blüten. An dem Stämmchen hängt an einem Bindfaden das Holzbrettchen mit der belehrenden Aufschrift: „Gloire de Dijon“, das der Händler, von dem wir die Blumen erstanden, daran befestigt hat.

Was kann man sich Schöneres denken, als die reine Pracht dieser Blüten mit ihrem warmen, röt-

lichen Gelb und mit diesem dunkleren Rot aus den Tiefen des Kelches gegen die Anmut der gefräuſelten Blattränder herauf! — Man kann nur immer daſitzen in der warmen Sonne, den leiſen Luſthauch ſpüren, der das junge Blattwerk der Büſche regt, und dieſe ſchlanke, anmutig ruhende, wie in reinem Äther ſchwebende, duftende Pracht betrachten. — Und nun klimmt etwa ein Goldkäferchen an dem lichtgrünen Blütenſtengel hinauf, macht wohlighalt auf der durchwärmten Farbenglut eines Blütenblattes, glüht und ſprüht mit glänzenden Lichtern eine Weile wie ein lebendiger Edelſtein, um ſich dann in die duftige Räuſcheligkeit des tieſten Kelches hinein zu verlieren.

Ach nein: es iſt doch wirklich ein Segen, daß man für einige Tage dieſen Großſtadtlärm los iſt und den anſpruchsvollen Prunk ſeines Feſtgetriebes. Denn es bleibt ſo: man ſoll die Feſte feiern, wie ſie fallen; aber die ſtillſten ſind die beſten.

Die ſpaniſch-amerikanische Frage, die chineſiſche, orientaliſche und der drohende europäiſche Konflikt: das alles ſind ſicher Dinge von nicht geringer Bedeutung. Aber in der ſonnigen Stille dieſes Vorfeſtmorgens beuge ich mich nieder zu dem Kies des Gartenweges, nehme ein winziges Sandkörnlein in die Hand, betrachte es und bedenke, was es wohl mit dem Atom für eine Bewandnis haben möchte? Mit dem Atom! —

Dies Körnlein, so ungemein winzig es ist, läßt sich unleugbar bis ins Unendliche hinein teilen. Wie komme ich nun zu dem Atom?

Ich werfe das Körnlein wieder auf den Weg und blicke, erschauernd vor dem größten aller Probleme, rat- und hilflos meine Rose an. Und sieh da! mir kommt es mit einem Male: warum sollte ich in ihr in diesem Augenblicke nicht alles haben, was mir die Ruhe einer völligen Zufriedenheit und Andacht giebt, und meinethwegen auch das Atom, um das sich der verwegenste Eifer der Wissenschaft und Philosophie bemüht?

Ich hatte diesen Gedanken, als ich meine Aufmerksamkeit wieder der Rose zuwandte, so aufs Geratewohl; das heißt: er bedeutete mir erst eine Resignation, die mir, angesichts des Wohlbehagens, das mir die Schönheit meiner Rose verursachte, leicht wurde. Aber unbewußt war es bereits eine faktische Lösung des Problems. Denn obwohl dieses Gefüge von Zellen und Molekülen auch seinerseits bis in alle Unendlichkeiten hinein teilbar ist, so gewahre ich dennoch mit einem Male ein durchaus Unteilbares. — Und das ist dies leuchtende, bunte, sonnige Wunder der Form. Denn alles, was sich an Luftmolekülen, an Bodenkrume gegen die Formation dieses Stämmchens mit seinen Wurzeln, gegen die Wandungen dieser Zweige, Blätter und Blüten drängt, ist eine

endlos teilbare Einheit; und alles, aus dem die Formation dieses Strauches besteht, ist eine in's Unendliche teilbare Einheit; alles unendlich teilbar. Unteilbar aber, wenn auch wandelbar, ist das Gesetz und die Kraft, die sich mir als die Form dieses Sträuchleins darstellt; unteilbar wie Wort und Gedanke: Atomos. — Und es ist ein Unding, das Atom, nur als ein Gedankliches, nicht in der sogenannten „Wirklichkeit“ Vorhandenes hinzustellen! Nein: da leuchtet, blüht und duftet es vor mir, offenbart sich in lieblichster Sinnfälligkeit in der Form dieser Rose. — Was wäre an ihr teilbar? Wie eine mystische viertdimensionale Grenze ist ihr holdes Dasein zwischen der großen Unendlichkeit, die von außen aus urfernstem Ätherweiten gegen sie heranzivibriert, und der anderen, die das Gefüge ihrer Zellen und Zellenmoleküle nach „innen“ bedeutet. Wenn ich mir irgend etwas unter dieser vierten Dimension vorstellen soll und etwa unter Platons „Art der Ideen“, so muß ich die Form so nennen und etwa die Form meiner Dijonrose hier, die ja nichts ist als eine der zahllosen Wandlungen aller Form und der einen; vielleicht eine Wandlung des sich in ewiger Umbildung befindlichen Ureileins, das am Primitivsten die eine einheitliche Unendlichkeit neckisch in zwei schneidet: in eine äußere und eine innere; ihr ein Innen und ein Außen giebt. — Nun ist also meine

Rose eine Modifikation des Atoms, das zu finden und darzustellen ein blinder Eifer sich mit endlosen Analysen vergeblich bemüht. —

Da blüht es und lächelt vor mir und ist eine sichtbare Offenbarung geworden.

Aber so ist es: die Wissenschaft kann ein Vandalismus sein, der, um es zu finden, das verwüftet, was er finden will. — — — — —

In der Abendzeit bin ich noch einmal zu meiner Rose in den Garten hinuntergegangen, um sie zu betrachten.

Alle Welt hat Feierabend gemacht. Die Dämmerung ist eingebrochen. Keine Wagen mehr in den Gassen. Die Hühner sind schlafen gegangen. — Die Kinder haben ihre Spiele beendet und liegen in ihren Betten. Überall herrscht die tiefste Feierabendstille. Ihre Seele ist das Lied der Nachtigall aus den dichtesten Fliederbüschen heraus. Die wenigen Sterne, die sich gegen den hellen Mond behaupten können, blinzeln aus dem Silberdunst der Atmosphäre, der sich mit seinen Reflexen auf die Dachsrüste legt, über die lichten Blütenwolken der Gärten, über Beete und Wege.

In der milden Kühle der hereinbrechenden Nacht stehe ich vor meiner Rose, deren Blüten in diesem seltsamen Glanz regungslos auf ihren schlanken Stengeln geistern. Wie eigen es sich macht, wenn

dennoch einmal, von einem plötzlichen Lufthauch gerührt, ein paar Blättchen zittern oder einer der köstlichen Blütenkelche leise zu taumeln beginnt. Aber vor allem ist es schön, wie das bei Tageslicht so Enge und Kleine dieser Umgebung sich in dieser Dämmerung so seltsam zu weiten und gleichsam bedeutungsvoller zu werden beginnt. Denn das enge Beieinander der kleinen Häuser, der Bäume, Büsche, Blumen mit der wirren Sinnfälligkeit ihrer Farben und Gestaltungen rinnt nun zusammen und scheidet sich gleichsam nur noch in zwei Gegensätze: alles ist um mich her geeint wie eine einzige dunkle Einheit, wie die hereinbrechende Nacht Konturen und alles Bestimmte löst, das sich zu der erhabenen Freiheit der weitgewölbten Himmelshöhen in Gegensatz setzt.

Und wie ich nun die Rose betrachte, muß ich unwillkürlich die Gedankengänge vom Vormittag wieder aufnehmen: von der Form und dem Atom, vom Unteilbaren. — Es würde unsagbar sein, worin eigentlich die Wandlung besteht, und dennoch scheint die Rose, in der Unbestimmtheit dieses Mondglases und betrachtet unter dem Gesichtswinkel dieser Idee vom Atom, verändert und etwas Anderes als das, was ich mit Rose bezeichne in Anbetracht gewisser, mir für gewöhnlich wichtiger und augenfälliger Eigenschaften dieser Pflanzenzellengestaltung. Das Geheimnis der Form, an das keine weitere Verstandes-



analyse heranreicht, gegen das nur noch das Fühlen mit Lust- und Unlustempfindungen reagiert! . . .

Von dieser besonderen Anschauung der Rose aus, deren Charakter also mit Worten genau zu kennzeichnen unmöglich sein würde, beginnt sich nun aber die Umgebung in all ihren Nähen und Fernen zu wandeln, wie sich etwa eine Gebirgslandschaft wandelt, die wir von einem Aussichtsturm aus durch gefärbtes Glas betrachten; und alles, was uns aus praktischen, welchen alltäglichen Gründen auch immer, vertraut, gewohnt, bekannt erscheint, wird ein Wunderbares und ein Problem, das sich nur schauen und begreifen läßt durch die Wonne und das Grauen eines heimlichsten Empfindens. — Wenn man Märchenworte gebrauchen will, hier immer die zulänglichsten, so wird die idyllische „paysage intime“ dieser kleinstädtischen Gärten zum Feenland Avalun, zu dem märchenhaften Bimini, der wunderbaren Sehnsucht der Meerfahrer, und wenn diese Zauberländer irgendwie zu materialisieren sind, so sind sie in diesen Augenblicken, als eine Einheit von innen und außen, sichtbare Wirklichkeit.

Im Grunde wird einem, wie durch eine mystische Projektion, die Gewalt und Kraft eigensten Fühlens hinfällig. Alles, alles dies Spiel des Einen und des Atoms, die ewigen und unermesslichen Modifikationen

der weiter nicht teilbaren Form, Selbstmodifikationen des Einen . . .

Man könnte sich hinsetzen und sich in diesem wunderbaren Nachtfrieden so langsam vergehen fühlen, wenn nicht plötzlich, wie mit elektrisch belebender Macht, diese fernen, zitternden Glockenschläge der Kirchuhr herübertönten, die einem Mitternacht anzeigen, einem plötzlich mit einem Frösteln die Nachtkühle zur Empfindung brächten, dessen Unbehagen den holden Bann löst und einen ins Haus zurücktreibt, damit man sich zur Ruhe begeben.

Nun, und morgen ist denn so das vorhanden, was man offiziell „hohen Festtag“ nennt; man wird aufstehen, sich in Festgewandung hüllen und mit guten Menschen guter Dinge sein . . .

---





This book should be returned  
the Library on or before the last d  
stamped below.

A fine of five cents a day is incur  
by retaining it beyond the specifi  
time.

Please return promptly.

